

Zeitschrift: Schweizer Schule

Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz

Band: 17 (1931)

Heft: 53

Anhang: Mittelschule : Philosophisch-Historische Ausgabe : Beilage zur "Schweizer-Schule"

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCHE - HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTLEITUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Die Originalität Vergils — Konfessionskunde — Annette von Droste-Hülshoff und Horaz — «Les Lettres» — Bücherecke.

Die Originalität Vergils

Festrede, gehalten an der Vergilfeier der Universität Freiburg i. Ue. am 12. Dezember 1930.

Von Univ.-Prof. Dr. Anton Piccardt.

Am 15. Oktober d. J. 70 v. Chr. wurde in dem lombardischen Dörfchen Andes bei Mantua der Mann geboren, dessen 2000. Geburtstag heute festlich zu begehen wir uns anschicken, Publius Vergilius Maro. Dass auch wir, dem Beispiele seines Vaterlandes folgend, diesen Gedenktag feiern, das bedarf, scheint mir, keiner langen Begründung: nicht nur gilt Vergil mit Recht als Roms grösster Dichter, der mit seinem Werk und seiner Person über die Jahrhunderte gewirkt hat, er ist zugleich der römischeste von allen: Kein zweiter verkörpert so sehr wie er national-römisches Wesen und Denken, kein zweiter hat sich so bedingungslos, so freudig und gläubig wie er in den Dienst der grossen Idee des neuen Weltherrschers Augustus gestellt, im Zeichen des glücklich wiedererrungenen Friedens das Römervolk einer religiös-sittlichen Wiedergeburt im nationalen Geiste der Väter zuzuführen.

Und dieser überzeugte und begeisterte Prophet national-bewussten Römers hat seinen Werken — rein griechische Titel gegeben: Bucolica — Georgica — Aeneis. „Bucolica“ nannten die Griechen dichterische Verklärungen des Hirtenlebens, „Georgica“ hießen bei ihnen poetische Darstellungen des Lebens und der Arbeit des γεωγός oder Landmanns; und endlich „Aeneis“, das ist das kaum veränderte griechische Wort Αἴνεις, das bedeutet soviel als Sang vom homerischen Helden Aineias, dem tapfersten der Troer nach Hektor, von seinen Fahrten und Taten und Leiden.

Aber nicht bloss die Titel der Werke sind griechisch: auch im Text begegnet uns, welches immer von den dreien wir aufschlagen, auf Schritt und Tritt hellenischer Geist und hellenisches Wesen, allenthalben stossen wir auf griechische Götter, Helden und Menschen, auf griechische Mythen und Sagen, am meisten in der Aeneis. Im ganzen wie in ungezählten Einzelheiten, in Stoff und Komposition sind immer wieder griechische Vorbilder verschiedenster Zeiten benutzt. Und diese Benutzung weist die ganze Skala von der freiesten Nachempfindung bis zur treuesten Nachahmung auf, ja sie geht bis zur Herübernahme ganzer Homerverse. Und dabei denkt der römische Dichter gar nicht daran, diese Abhängigkeit zu verschleiern, im Gegenteil, offen und unverhüllt lässt er sie den Leser sehen, er betont sie sogar, und manchmal trägt er sie fast absichtlich zur Schau.

Wie ist nun diese merkwürdige Haltung Vergils zu erklären, die doch der nationalen Grundidee seiner Dichtung direkt zu widerstreiten scheint? Und wie lässt sich diese starke und dabei augenscheinlich vollbewusste Anlehnung an die Griechen mit jenem Mass von Originalität in Einklang bringen, das wir von seiner Leistung erwarten müssen, soll er wirklich den Namen eines grossen Dichters verdienen? Oder kürzer gesagt: in welchem Mass und in welchen Grenzen darf unter diesen Umständen Vergils Kunst noch Anspruch auf poetische Originalität erheben?

Um diese Fragen zu beantworten, muss ich etwas weiter ausholen.

Diese ausgesprochen griechische Färbung eignet nicht Vergil allein unter den römischen Dichtern, sie ist das kennzeichnende Merkmal der römischen Literatur überhaupt. Von dem Moment an, wo sie für uns in Erscheinung tritt, ist die römische Literatur bewusste, offenkundige Imitation der griechischen, eine Imitation freilich, die aus einem anfänglich fast sklavischen Nachmachen über ein immer freieres Nachahmen sich endlich in der augusteischen Zeit emporringt zu einem selbständigen Nachfolgen. Ihre Intensität wechselt im Laufe der Zeiten, sie ist auch nicht gleich stark in allen Gattungen, aber wirksam bleibt sie bis ins späte Altertum. Dieses merkwürdige Phänomen müssen wir zu begreifen versuchen.

Der griechische Geist hatte als erster aus volkstümlichen Elementen, die uns so selbstverständlich anmutenden literarischen Grundformen des Epos, der Lyrik und des Dramas entwickelt. Und diese drei primären Gestaltungen der Poesie sind sodann als festgeprägte Formen von allen Kulturvölkern übernommen worden, zuerst von den Römern, und von diesen zu einer Zeit, als das griechische Schrifttum selbst noch lebte und blühte, also noch mit der ganzen Kraft unmittelbarer Berührung wirken konnte. Natürlich gab es einst auch in Rom solche volkstümliche Ansätze, aus denen unter günstigen Umständen eine bodenständige nationale Literatur eigenen römisch-italischen Gepräges hätte erwachsen können. Diese natürliche Entwicklung aber wurde durch das Entgegenwirken eines übermächtigen äussern Faktors schon in ihren Anfängen zum Stillstand gebracht. Dieser Faktor war die Anziehungskraft der fremden Leistung, die den römischen Literaten von den Griechen in höchster Vollkommenheit und sozusagen schon gebrauchsfertig dargeboten wurde.

Diese Verlockung war zu stark, als dass die Römer sich ihr zu entziehen vermocht hätten. Dazu kommt, dass bei diesem auf allen Gebieten des praktischen Lebens, der Politik und des Rechtswesens vor allem, so bedeutenden und erforderlichen Volke die frei schaffende und frei gestaltende Phantasie, aus der allein wahrhaft originale Poesie entspringt, das poetische Urvermögen, nur wenig entwickelt war. Das haben die Römer, wenn auch halb unbewusst, doch wohl selbst gefühlt, und umso leichter waren sie daher geneigt, mit den Formen und Metren der griechischen Poesie auch ihren materiellen Inhalt zu übernehmen, ihre Stoffe also, die altüberlieferten Mythen und Legenden des Epos und der Tragödie ebenso wie die frei erfundenen Handlungen der neuen Komödie.

Innerhalb der Kette der durch diese äusseren und innern Gegebenheiten bedingten Entwicklung der römischen Dichtung ist Vergil nur ein Glied. Als er zu dichten begann, sah er sich einer bereits 200jährigen festen Tradition formeller und gegenständlicher Abhängigkeit vom griechischen Schrifttum gegenüber. Die griechischen Elemente waren damals längst ein so unlösbarer, integrierender Bestandteil der römischen Dichtung geworden, dass Vergil, auch wenn er es gewollt hätte, auf sie nicht verzichten konnte, sofern er bei seinen Landsleuten als Dichter zu gelten wünschte.



Nun ist es aber keineswegs so, dass diese Abhängigkeit die Schöpfungen der römischen Literaten etwa zu einer grossen Nachahmungsliteratur, gleichsam einem Schrifttum aus zweiter Hand degradiert hätte. Auch Rom besitzt seine literarische Originalität: nur ist sie von anderer Art als die hellenische. Im Gegensatz zu der absoluten Originalität der Griechen ist die römische eine Originalität der Persönlichkeit, welche sich in einzelnen Fällen darüber hinaus zu einer Originalität der Gattung steigert, die ihrerseits erreicht wird durch Umschöpfung, Erweiterung, Bereicherung der von den Griechen erstmalig geschaffenen Kunstformen. Dieser Begriff einer begrenzten, sekundären Originalität lässt sich in seiner Eigenart vielleicht an keinem andern lateinischen Dichter so schön aufzeigen und so überzeugend nachweisen als an Vergil. Ich will Ihnen das an seinem berühmtesten Werk, der Aeneis, kurz klarzumachen versuchen.

Dass die Aeneis in Erfindung und Ausführung weitgehend von Homer abhängig ist, dessen beide Epen hier im Rahmen eines einzigen Gedichtes gleichsam in neuer Form auferstehen sollten, indem die erste Hälfte mit den Irrfahrten des Aeneas gewissermassen eine neue Odyssee, die zweite mit den Kämpfen in Latium eine neue Ilias darstellte, ist eine allgemein bekannte, seit alters immer wieder hervorgehobene Tatsache. Wichtiger und wesentlicher aber ist ein anderes: dass nämlich auch ungezählte Details der Formgebung und der Komposition, insbesondere die meisten Einzelmotive aus Homer stammen.

Einige Beispiele: Was zunächst einmal die Irrfahrten des Aeneas betrifft, so ist nicht nur dieses Motiv an sich Homerisch, sondern es sind von den Abenteuern, die Aeneas der Königin Dido berichtet, eine ganze Zahl geradezu aus der Odyssee übernommen, wo Odysseus sie dem Phäakerkönige und seinen Männern erzählt.

Die berühmte Sturmepisode im V. Gesang der Odyssee bildet die Unterlage für die Schilderung des Meeressturmes im I. Buch der Aeneis. Und, wie ein zweiter Odysseus, steigt Aeneas im II. Buch, von der Sibylle geleitet, in die Unterwelt nieder.

Aus der Ilias ist unter anderm die bekannte Eidbruchszene des III. und IV. Gesanges benutzt, wo erzählt wird, wie die von beiden Parteien beschworene Abmachung, den Streit durch einen Zweikampf der am meisten interessierten Persönlichkeiten, des Menelaos und Paris, zu entscheiden, infolge des verräterischen Pfeilschusses eines Troers nicht ausgeführt wird. Dieser Homerischen Szene ist im XII. Buch der Aeneis ganz deutlich die Erzählung nachgebildet von dem Vertrag zwischen den Trojanern und Rutulern, dem zufolge ebenfalls ein Zweikampf zwischen den beiden Hauptinteressenten, hier dem Aeneas und dem Rutulerfürsten Turnus, bindend entscheiden soll; und wiederum macht ein verräterischer Angriff, hier der Speerwurf eines Rutulers, den Vertrag zunichte, wenn auch der Zweikampf der Führer schliesslich doch noch ausgetragen wird. Auch der ist übrigens nach Homerischem Muster gebildet, nach dem Zweikampf des Achill mit Hektor. Freilich, Welch ein Unterschied in der Auffassung zwischen Achill und Aeneas, um nur dieses Paar zu vergleichen! Bei Homer haben wir die hemmungslose Befriedigung eines wilden, fast primitiven Rachegelüsts, das gleich einer entfesselten Naturgewalt den von den Göttern verlassenen Hektor vernichtet: bei Vergil ist der Zweikampf für Aeneas vor allem die verzögerte Erfüllung des durch Verrat gestörten Vertrags, zugleich aber auch das ersehnte Ende allen Streits und der endliche Beginn seiner Herrschaft auf dem Boden der neugewonnenen Heimat, der Abschluss seiner gottgewollten Mission.

Deutlich erkennen wir hier die persönliche, originale Note, die die Kunst Vergils trotz aller Abhängigkeit von Homer besitzt. Und eine genauere Analyse der andern genannten Stellen und vieler ähnlicher, die ich mir aber

wegen der Kürze der Zeit versagen muss, würde diesen Eindruck durchaus bestätigen und noch verstärken. So muss ich mich damit begnügen, den Unterschied zwischen Homerischer und Vergilischer Behandlung einunddesselben Motivs kurz allgemein zu kennzeichnen.

(Schluss folgt.)

Konfessionskunde*)

In einer Zeit, wo die Sehnsucht nach kirchlicher Einheit wuchtig hervorbricht, erscheint die „Konfessionskunde“ von Algermissen als ein providentielles Werk. Diese erste *katholische* Konfessionskunde soll uns ein vollständiges Bild aller christlichen Kirchen, Freikirchen und Sekten geben. Neben dieser historisch-doktrinären Aufgabe verfolgt der Verfasser noch eine zweite, praktische: Die Irrenden zurückzuführen zur Catholica Sancta, zur wahren Weltkirche Christi. „Drei Sterne sollen unsren Betrachtungen voranleuchten: Wahrheit, Friede und Einheit. Wahrheit: dass Suchende und Irrende den rechten Weg finden. Friede: dass kein Wort des Hasses oder der Verachtung gegen den Irrenden unsere Darlegungen trübe und die Kinder der wahren Kirche auch den irrenden christlichen Mitbrüder achten und lieben lernen. Einheit: dass alle eins werden, eins im Glauben, eins im Gesetz, eins in der Gnade, eine Herde unter einem Hirten, um so das immer stärker nachwachsende Reich des Antichrists zu zerstören und in grosser, gemeinsamer Arbeit das Königreich Christi über die ganze Welt auszubreiten.“

Im ersten Teil werden in klaren Ausführungen die *Begriffe Kirche und Sekte* erläutert. Psychologisch und zeitgeschichtlich sehr wertvoll ist die Darlegung der *Ausbreitungsgründe des modernen Sektenwesens*. Unserer Zeit eignet ein religiöses Sehnen und Suchen, ein Hin- und Herirren von einem religiösen System zum andern. „Andre Zeiten, andre Menschen, andre Menschen, andre Götter.“ In einer Episode des Zusammenbruches und der Gärung, der bitteren Not und des wirtschaftlichen Elendes sind weite Kreise aufgeschlossen wie nie zuvor für alle erdenkaren Sekten.

Der erste Abschnitt des 2. Teiles behandelt *Wesen und Lehren der römisch-katholischen Kirche*. Im zweiten Abschnitt sehen wir die *Sekten, welche in der Neuzeit aus der katholischen Kirche entstanden* sind. Blinder Nationalismus, ein Grundübel unserer Zeit, und noch unedlere Motive führten zur Gründung des Deutschkatholizismus, der Tschechoslowakischen Kirche, des Aglipayismus (Nationalkirche der Philippinen), des Altkatholizismus und der mit ihm vereingten Sonderkirchen (Kirche von Utrecht, Polnische und Kroatische Nationalkirche). Von geringerer Bedeutung sind die Liberal-katholische Kirche (13. II. 1916 entstanden), die Kirche der Mariaviten (Polen), die Kirche Jesu (Mexiko, zahlenmäßig sehr gering), die Kirche von Haiti und Ceylon und schliesslich noch die allerneueste Gründung auf diesem Gebiete: die Neukatholische Kirche (Juni 1928 entstanden, „ein sehr schwächliches Gebilde“). Diese Kapitel sind eine erschütternde Anklage an den Partikularismus und an die Autoritätslosigkeit der Neuzeit.

Die russische Christenverfolgung hat die *Orthodoxe Kirche* wieder einmal in den Mittelpunkt des Interesses gestellt. Ihr ist der dritte Teil des Werkes gewidmet. Von welcher Bedeutung diese Kirche für den Katholizismus ist, erheilt daraus, dass es sich hier um eine Menschenmasse von 150 Millionen handelt, die der katholischen Kirche „an Glaube, Sitte und Kultus näher als irgend eine andere christliche Gemeinschaft“ steht (297).

*) **Algermissen, Dr. Konrad, Konfessionskunde.** XVI und 845 Seiten. 8°. In Ganzleinen R. M. 13.—, broschiert R. M. 12.—. Verlag Giesel, Hannover 15. 1930.

Ursprung und Entwicklung der Orthodoxen Kirche sind allbekannt. Ehrgeiz und Machthunger der byzantinischen Patriarchen und Cäsaren, oft mangelndes Verständnis und karge Liebe auf Seiten Roms haben „dem Corpus Christi eine Wunde geschlagen, die nun seit bald 900 Jahren offen steht und deren Anblick jedes Christenherz mit tiefstem Schmerz erfüllen muss.“ (309). Die verschiedenen Patriarchate von Konstantinopel, von Alexandria, von Antiochia, von Jerusalem, einst mächtige Rivalinnen des Papsttums, fristen heute ein recht kümmerliches Dasein. Das russische Patriarchat verdient nicht nur wegen seiner heutigen Aktualität besondere Erwähnung, sondern auch, weil es mit 115 Millionen die bei weitem grösste Kirche der orthodoxen Christenheit darstellt. Ein furchtbare Martrium erleidet diese Kirche unter der Bolschewikenherrschaft. Möchte doch der Geist des genialen russischen Konvertiten Solojew in diese schuldgemischte Tragik hineinleuchten, auf dass das grundreligiöse Russenvolk den Weg zurückfände zum Throne Petri! Die Orthodoxe Kirche ist in ihrem Glauben und Kultus wesentlich katholisch geblieben, wenn sie auch „in Wirklichkeit religiös erschlafft und erstarrt ist. Sie hat den bestimmenden Einfluss auf das Leben verloren“ (337). Nur Einigung mit Rom wird wieder neues Leben bringen. Wir müssen darum Brücken zu schlagen suchen und eingefleischte Vorurteile ablegen. Auch die Orthodoxe Kirche betet in ihrer Liturgie innig um die Wiedervereinigung! — Man spürt es heraus, dass der Verfasser an diesem Abschnitt mit ganz besonderer Liebe gearbeitet hat. Viele Partien, z. B. Kultus und Volksfrömmigkeit, sind inhaltlich wie formell wahre Kabinettstücke.

Neben der Orthodoxen Kirche bestehen noch eine Anzahl kirchlicher Gebilde, die meist infolge der christologischen Kämpfe sich von Rom getrennt haben. „Die Erstarrung ist bei ihnen noch ungleich weiter fortgeschritten als bei den einzelnen Teilen der Orthodoxen Kirche.“ In Be tracht kommen in Asien die Nestorianer, die Armenier, die Jakobiten, die Thomaschristen, in Afrika die Kopten und Abessinier, alles Rinnale mit faulem, moderndem Wasser.

Dieser inhaltschwere dritte Teil des Buches beansprucht unser tiefes Interesse und berechtigt auch zu einigen hoffnungsreichen Zukunftsblicken. Aber für uns Abendländer naheliegender und darum auch besonders fesselnd ist der vierte Teil: *Der Protestantismus und seine Sekten*. Wie nirgends leuchten hier die Sterne der Wahrheit und des Friedens, welche über dem ganzen Werke stehen. Mit allen methodischen Werkzeugen einer modernen und feineren Geistigkeit werden Erscheinung und Geschichte, Sinn und Folgen der Reformation dargelegt. Lebendig greifbar ziehen die Gründergestalten, wie ein Luther oder Calvin, vor unserem Geistesauge vorüber. Mit dem Mut der Wahrheit weist der Verfasser auch katholische Geschichtslügen zurück, verteilt nach Gerechtigkeit menschliche Schuld von hüben und drüben. So erscheint uns die Reformation nicht mehr „als das unlösbarste Rätsel der Weltgeschichte“, was sie unbedingt wäre, wenn „ein unwürdiger Mönch es fertig gebracht hätte, bei hochstehenden Kulturvölkern eine Geistesbewegung hervorzu rufen, die die Jahrhunderte erschüttert hat.“ (416). Die Lehren des Protestantismus und seiner vielen Sekten werden mit verständnisvoller Klarheit und objektiver Ruhe behandelt. An eine Vereinigung des Protestantismus mit der Mutterkirche ist heute noch schwerlich zu denken. Wir Katholiken haben aber die heilige Aufgabe, den vielen positiven Kräften und Werten des Protestantismus für eine Erneuerung der Kultur und für den Kampf gegen den Sozialismus zum Durchbruch zu verhelfen. Das Bild, welches der Protestantismus von heute zeigt, ist das einer tieftraurigen und trostlosen Zersplitterung auf allen Gebieten, in Glaube und Sitte, in der äussern Organisation und in der

innern Zusammenarbeit. Die protestantischen Sekten hier im einzelnen anzuführen, verbietet die Knappheit des Raumes. Sie gehen in die Hunderte, die sich oft gegenseitig selber wieder bekämpfen und schliesslich nur im Hass gegen Rom ein einigendes Band finden. Von grösserer Bedeutung sind heute noch die Anglikaner, die Baptisten, die Quäker, die Methodisten, die Heilsarmee, die Mormonen, die Adventisten und die Ernsten Bibelforscher. Algernissen zeigt sich auch in diesen Partien als Meister und versteht es, hinter allem Dramatischen und Persönlichen von suchenden, religiösen Naturen, wie Fox, Booth, Irving, Russel u. a., deren Bedeutung und wahren Wert zu zeigen. Immer und überall weiss er mit dem helfenden Herzen des Seelsorgers und mit dem klaren Auge des Gelehrten die Berührungsline zwischen Irrtum und Wahrheit zu ziehen.

Der tiefste Eindruck dieses Werkes liegt im Sehnen und Suchen der Irrgläubigen nach Gott, nach der Wahrheit Christi. „Darin liegt trotz allen Irrs etwas Er hebendes“ (801). So kann denn die natürliche Krönung dieser Riesenarbeit nur im Worte ‚Union‘ liegen. Eine kurze Uebersicht über die Geschichte der Einigungs bestrebungen wird im letzten Teil des Buches gegeben. „Verständnis und Liebe, Ehrlichkeit, Klugheit und Weit herzigkeit, das sind die Wege, auf denen allen die Einheitsbestrebungen zu Erfolg schreiten können“ (811). Das Wort des unvergesslichen Papstes Benedikts XV. soll uns Katholiken ganz besonders eingeprägt bleiben: „Gott beschütze uns vor jeder Ungeschicklichkeit, die sie von uns entfernen könnte“. Die Aussicht auf Wiedervereinigung ganzer Kirchengruppen ist auch im Zeitalter der Unionslinie Stockholm - Lausanne noch sehr gering, da gerade durch sie manche blühende Illusion zerstört wurde. „Die Vereinungsarbeit muss sich in vornehmer, kluger und zurückhaltender Weise an viele einzelne suchende Seelen richten. . . Alle diese Arbeit verpflichtet im Sinne des Apostolates jeden einzelnen“. (828).

Zum Schlusse noch ein paar allgemeine Bemerkungen! Der Verfasser war in der glücklichen Lage, ein ausserordentlich reiches statistisches Material zu verwerten. Wir erhalten daher einen zuverlässigen und klaren Einblick in die zahlmässige Stärke der einzelnen Kirchen und Sekten, in ihre kirchliche Organisation (Bistümer, Gemeinden, Zirkel, Gebetshäuser), oft sogar auch in ihre Finanzkraft. Eine reich verzeichnete Literatur erleichtert die weitere Vertiefung in den weit verzweigten Gegenstand. Rühmende Erwähnung verdient auch das ausgezeichnete Personen- und Sachregister. Das Buch macht mit seiner geschmackvollen Ausstattung auch äusserlich einen durchaus würdigen Eindruck.

Möge nun diese erste katholische Konfessionskunde hinausgehen mit dem Reisesegen der Kirche: In viam pacis! Frieden sprechend und Frieden spendend! Möge sie Jesus Vermächtnis: Ut omnes unum! in glücklicher Weise verwirklichen helfen!

J. B.

Annette von Droste-Hülshoff und Horaz

Von Dr. Paul Keseling, Lingen (Ems).

Unter den lyrischen Gedichten der grossen westfälischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, die unter dem Sammelnamen „Heidebilder“ zusammengefasst sind, ist eines der bekanntesten „Der Heidemann“. Mit Recht hat man dieser von scharfer Beobachtungsgabe und künstlerischer Gestaltungsfähigkeit zeugenden Naturschilderung auch in die Schullesebücher bereitwillig Eingang gewährt. Da heisst es am Anfang der 6. Strophe:

„Man sieht des Hirten Pfeife glimmen
Und vor ihm her die Herde schwimmen,
Wie Proteus seine Robbenscharen
Heimschwemmt im grauen Ozean.“

Sollte sich in diesem der antiken Mythologie entlehnten Vergleich nicht eine klassische Reminiszenz verstecken, etwa ein Nachhall der Verse aus der berühmten Horazode Jam satis (I, 2), wo es von dem Zeitalter der grossen Sintflut heisst:

Omne cum Proteus pecus egit altos
Visere montis (V. 7 u. 8)?¹⁾

Oder müssen wir auf jene Homerstelle zurückgreifen, die auch dem Horaz als Vorbild gedient? § 382 ff. gibt Eidothea, „Proteus“ Tochter, des starken wogenbeherrschenden Greises, dem ungeduldig nach der Heimat verlangenden Menelaos Aufklärung über ihren Vater, „welcher des Meeres Abgründe alle kennt“, und 399 ff. über die beste Art, seiner habhaft zu werden.

Da spielen die Robben auch ihre Rolle:

404. „Und flossfüssige Robben der lieblichen Halosydne Ruhn in Scharen um ihn, den graulichen Fluten entstiegen, Herben Geruch verhauchend des unergründlichen Meeres.“ 411. „Erstlich geht er umher u. zählt die liegenden Robben; Und nachdem er sie all fünfweis gezählt und besichtigt, Legt er sich mitten hinein, wie ein Schäfer zwischen die [Herde.]“

Die Entscheidung ist nicht eben leicht, wenn man bedenkt, wie umfangreich die Belesenheit der Droste auch in dem Schrifttum des klassischen Altertums war. Selbst Griechisch verstand sie, wenn auch nach eigenem Bekennen, das aber vielleicht cum grano salis aufzunehmen ist, „elendiglich wenig“.²⁾ Immerhin hat sie Homer doch zum mindesten in Uebersetzung gelesen. Andrerseits weiss sie sich im Lateinischen durchaus firm und hat nach dem Urtheile ihres Biographen Ed. Arens darin so beträchtliche Kenntnisse aufzuweisen, dass sie sogar über neulateinische Dichter feine und gesunde Urteile fällen kann.³⁾ Horazischen Spuren begegnen wir wohl auch sonst in ihren Gedichten. Wenigstens trägt eines aus der Sammlung „Letzte Gaben“ das horazische Carpe diem als Ueberschrift und die Schlussverse:

„Doch wir, wir Toren, drängen sie zurück,
Vor uns die Hoffnung, hinter uns das Glück,
Und unsre Morgen morden unsre Heute“

gemahnen doch leise an den Ausklang von Horaz Od. I, 11:

... et spatio brevi,
Spem longam reseces dum loquimur, fugerit invida.
Aetas: Carpe diem, quam minimum credula postero.
Kehren wir zu unserm Heidegedicht zurück!
„Nun strecken nur der Föhren Wipfel
Noch aus dem Dunste grüne Gipfel“,

heist es da weiter. Man ist stark versucht, dazu die beiden anschliessenden Verse der angezogenen Horazode I, 2, 9 und 10 in Parallel zu stellen:

Piscium et summa genus haesit ulmo,
Nota quae sedes fuerat columbis.

Ja, bei gutem Willen könnte man sich zu der Annahme versteigen, dass auch die pavidae damnae des Horaz (V. 11 u. 12) nicht völlig dem Untergang verfallen sind, wenn man den Vers daneben hält:

„Scheu aus dem Busche glotzt der Has.“

Der Eindruck dürfte jedenfalls nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen sein, dass Annette die farbigen

¹⁾ Bei Stemplinger, Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance, Leipzig 1916, wird die Droste im Gefolge des Horaz nirgends genannt.

²⁾ Brief an Schlüter aus dem Jahre 1839 bei Ed. Arens, A. v. Droste-Hülshoffs sämtliche Werke, Leipzig, Max Hesse, S. VI.

³⁾ Ebenda. S. VII.

Bilder, mit denen der römische Sänger dereinst die deukalionische Flut geschildert hat, für ihre Zwecke sich zu Nutze machte bei der so plastischen Zeichnung des „Heidermanns“, d. h. des Abendnebels ihrer münsterländischen Heimat.

«Les Lettres»

«J'aimerais m'abonner à une bonne revue française, pour avoir l'occasion de lire du français. Cela me permettrait de ne pas oublier ce que j'ai appris et de me tenir au courant du mouvement des idées en France. Quelle revue me conseillerez-vous donc?» On m'a posé cette question plus d'une fois. Eh bien! Prenez la revue «Les Lettres».¹⁾ Voici, brièvement les qualités que je lui trouve. D'abord elle est catholique, franchement catholique. Toutes les questions y sont réellement étudiées du point de vue de l'intelligence éclairée par la foi. De là, l'unité d'une revue qui aborde tous les problèmes de l'actualité.

Dans chaque numéro, le critique R. Johannet passe en revue la vie littéraire en France; je ne connais pas de revue qui puisse rivaliser avec «Les Lettres» pour l'originalité de ce tableau mensuel du mouvement littéraire.

Chaque fascicule contient aussi un chapitre sur la vie littéraire à l'étranger. Les lecteurs allemands liront avec intérêt ce qu'un Français pense de leurs productions en littérature.

L'abbé Calvet, si connu, passe en revue journaux et périodiques divers.

Enfin disons que tous les articles sont traités avec sérieux, solidement documentés, dans une allure vivante et hardie. Bref c'est une revue que l'on lit. Chr. Favre.

Bücherecke

Die Ilias. Deutsch von Albrecht Schaeffer. Verl. Lambert Schneider, Berlin-Dahlem. 1929. Lw. M. 5.50.

Der Verfasser will eine „in den Grenzen der Sprachmöglichkeit wortgetreue“ Verdeutschung geben. Nach unserm Empfinden geht er dabei oft über das Zulässige und Erträgliche hinaus. Zwar werden nicht wenige seiner kraftvollen sprachlichen Neubildungen sich durchsetzen; aber daneben wird der ruhige Genuss der Lektüre noch häufig gestört durch unrhythmisches, schwer verständliche und selbst undeutsche Stellen. Die in metrischer Form kaum mehr zu überbietende Uebersetzungstreue lässt den Ausfall zahlreicher Verse umso fühlbarer werden, zumal wir uns über die Kriterien der Ausmerzung in vielen Fällen nicht klar sind.

R. L.

Krug, P. Viktor, Unsere Namenspatrone. 702 S. mit 12 Vierfarbentafeln. Lein. (weiss oder schwarz) mit Goldprägung. M. 15.—. St. Otto-Verlag, Bamberg, 1929.

Dieses gediegene Werk ist vor allem fürs katholische Volk geschrieben. Aber auch dem Geistlichen, dem Erzieher, Lehrer, Geschichtsfreund und überhaupt jedem Gebildeten hat es etwas zu sagen. Neben dem praktischen Hauptzweck: „dem Volke neue, vollklingende deutsche Namen näher zu bringen und der Namensarmut in manchen Gegenden abzuhelfen“ finden auch der historische, folkloristische und kunstgeschichtliche Standpunkt ihre Berücksichtigung. Ueber 1300 Heilige und Selige werden in alphabetischer Anordnung nach der Bedeutung ihres Namens, nach ihrem Leben und ihrer Verehrung kurz und fesselnd dargestellt. Auf Patronate, Attribute und Abbildungen wird beständig und sorgfältig hingewiesen. Der dreiteilige Anhang ordnet die Heiligen und Seligen nach dem Kalender, den Berufen und Anliegen. Das zugleich belehrende und erbauende, sehr übersichtlich gedruckte und prächtig ausgestattete Werk empfiehlt sich von selbst.

R. L.

¹⁾ 12 numéros par année, chez J. de Gigord, 15, rue Casette, Paris. Abonnement: 50 francs français.



MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCHE - HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTLEITUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Die Originalität Vergils — Orgetorix — Monotheistische Unterstömmungen im alten Morgenland — Sätze als Wörter — Synchronismen — Der Lohn einer Pfiegerin zur Zeit Abrahams — Bücherecke.

Die Originalität Vergils

Festrede, gehalten an der Vergilfeier der Universität Freiburg i. Ue. am 12. Dezember 1930.

Von Univ.-Prof. Dr. Anton Piccardt. (Schluss.)

Homer liebt vor allem lebendige und anschauliche Beschreibung der Aeusserlichkeiten der Handlung, breite Ausmalung besonders der sinnlichen Eindrücke; ein Motiv füllt bei ihm leicht eine ganze Reihe von Szenen, wie gerade das vorhin erwähnte Eidbruchmotiv, wobei er dann den Schauplatz ohne weiteres wechselt, unbekümmert darum, dass dadurch die Erzählung schleppend wird und die Uebersicht verloren geht. Mit einem Wort: das eigentlich epische Element beherrscht die Homerische Darstellung.

Vergil hingegen verleiht der Handlung innere Geschlossenheit, indem er die Hauptmomente straff zusammenfasst und ablenkende Umstände, überhaupt alles Nebensächliche weglässt. So wird unter tunlichster Wahrung eines einheitlichen Schauplatzes eine richtig dramatische Führung der Geschehnisse erreicht. Er liebt es, die Handlung mit dauernder Steigerung der Stimmung und Bewegung sich bis zur Katastrophe erheben zu lassen, die dann wie im griechischen Drama plötzlich, mit einem Schlag hereinbricht. Und an eine attische Tragödie mahnt noch ein Zweites: wie dort ist auch hier alles darauf angelegt, auf das Gemüt des Hörers oder Lesers zu wirken, Furcht, Schrecken, Entrüstung, Mitleid in ihm zu erwecken, eben die Affekte also, deren Erregung ja einst das Ziel der griechischen Tragödie war. Die ganze Aeneis ist förmlich durchtränkt von solchem dramatischen Pathos, das so sehr absticht von der Ruhe und Gehaltenheit der Homerischen Epopik. Auf uns Moderne wirkt dieses andauernde Pathos leicht übertrieben, aber Vergils Zeitgenossen mit ihrer ausgesprochen rhetorischen Geschmacksrichtung haben es sicher nur als gravitas et sublimitas orationis, als Würde und Erhabenheit des Stils empfunden und uneingeschränkt bewundert.

Dieselbe pathetische Färbung der Rede finden wir schon bei den hellenistischen Historikern griechischer und römischer Zunge, und bei ihnen ist zweifellos Vergil in die Schule gegangen, aber nicht nur was den pathetischen Ton betrifft, auch für die dramatische Gestaltung der Darstellung wird er von ihnen manches gelernt haben. Für die erzählende Dichtung indessen war dieser dramatische Aufbau etwas Neues, das erst Vergil eingeführt hat.

Noch auf eine Eigentümlichkeit der Vergilischen Kunst möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken, die nicht einfach als Unterschied gegenüber Homer, sondern als selbständiger originaler Zug zu werten ist: das Streben nach Verinnerlichung des Erzählten. Vergil trachtet, mit Homer verglichen, die dargestellten Handlungen zu verinnerlichen, er lässt sie uns weniger mit dem leiblichen Auge schauen als mit dem Auge der nachempfindenden Seele. Das führt ihn von selbst zu einer sorgfältigeren psychologischen Motivierung und Vorbereitung der Handlungen aus den Charakteren und Leidenschaften ihrer Träger. Gleich in der Art, wie Vergil die Irrfahrten des Aeneas erzählt, zeigt sich diese verinnerlichende Ten-

denz: Die bunten Abenteuer von Unholden, Zauberinnen und Nymphen, die die Odyssee mit sichtlicher Freude am Märchenhaften naiv und breit ausmalt, sie werden, wie wir sahen, wohl auch von unserm Dichter erwähnt, aber kurz, in wenigen Versen, abgetan; sie dienen ihm gleichsam nur als Aufputz der neuen, wichtigeren Fahrt des Helden, der vom Fatum gelenkten Leidensfahrt, die ihn nach vorbestimmtem Plan der verheissen neuen Heimat zuführt. Und weil ich gerade von Aeneas' Leiden spreche: auch Odysseus leidet ja mancherlei, πολύτλας nennt ihn Homer; aber, ob ihn nun der Kyklope bedroht oder die Lästrygonen mit Steinwürfen verfolgen, ob auf Thrinakia der Hunger ihn quält oder Sturm, Seenot, Schiffbruch ihm zusetzen, seine Leiden sind vorwiegend physischer Art, sein seelisches Gleichgewicht bleibt unerschüttert. Bei Aeneas dagegen, der, äußerlich betrachtet, ganz Aehnliches durchmacht, treten die physischen Beschwerden zurück hinter das seelische Leid, das bei ihm durchaus im Vordergrund steht.

Der Verlust der geliebten Heimatstadt, die vor seinen Augen niederbrennt, der Anblick des sterbenden Priamos, der Tod des teuren Vaters, das sind Erlebnisse, die an sein Innerstes greifen. Und dann das Allerschmerzlichste: dass er seiner höhern Aufgabe, seiner Mission zuliebe Dido verlassen muss, die Heissgeliebte, die selbst gar der Trennung von dem geliebten Mann den Tod durch eigne Hand vorzieht.

Welch ein Unterschied gerade hier wiederum zwischen Aeneis und Odyssee! Auch dem Odysseus begegnen auf seinen Irrfahrten Frauen, die ihm ihre Liebe schicken und in deren Armen er zeitweilig sogar Heimat und Gattin vergisst. Ich denke an Kalypso, an Kirke. Aber sobald dann der Ruf der Götter ihn scheiden heisst, da fährt er unbeschwert Herzens davon, und von seinen Geliebten, so widerwillig sie ihn ziehen lassen, grämt keine sich zu Tode: sie sind ja selber Göttinnen.

Die Ergründung der menschlichen Psyche, von der ich vorhin sprach, diese Vermittlung des psychologischen Verständnisses übt nun aber Vergil nicht als nüchternen Beobachter, der das Seelenleben seiner Personen in kühler Objektivität zergliedert, sondern er verrät dabei ein mitempfindendes Gefühl von solcher Stärke und Wärme, dass uns dadurch seine Helden, und mit ihnen der Dichter selbst, menschlich nähergerückt werden. Auch dafür ist die Didoepisode ein lehrreiches Beispiel. Nicht mit einer objektiven Schilderung von Didos Liebesleidenschaft begnügt sich Vergil, er fühlt und leidet selbst mit seiner Helden, und so begleitet er auch des Aeneas Leiden mit warmem, innigem Mitgefühl. Auch darin steckt ein originaler Zug der Vergilischen Kunst.

Das Didomotiv an sich freilich, diese Steigerung einer Frauenliebe bis ins Pathologische, ist entlehnt, diesmal zwar nicht von Homer, sondern von einem späten Nachfahren Homers, dem hellenistischen Epiker Apollonios von Rhodos: dieser hatte in seinem uns erhaltenen Argonautenepos die Liebe der Medea zu Jason in allen ihren Phasen vom ersten Sehen bis zum völligen Sichverlieren mit grosser psychologischer Feinheit geschildert, und diese Schilderung, die wir ja noch lesen, ist das Vorbild geworden des tragischen Liebesromanes der armen Dido.

Den Einfall freilich, den Aeneas gerade mit der schönen Königin von Karthago, der *forma pulcherrima* Dido, zusammenzuführen, den dürfen wir ruhig für Vergil reklamieren. Diese Anregung dürfte ihm eine zeitgenössische Frauengestalt gegeben haben, auch sie eine afrikanische Herrscherin, deren Schönheit dem grossen Cäsar beinahe zum Verhängnis wurde, wie anderthalb Jahrzehnte nachher Oktavians Gegenspieler, der reich begabte Markus Antonius, wirklich an ihr zugrundegegangen ist: *ich meine Kleopatra.*

Jene mitfühlende, sympathische Haltung, wie sie aus der Darstellung von Didos Liebe und Aeneas' Leiden spricht, zeigt Vergil aber schon in seinem Erstlingswerk, in den *Bukolika*: schon dort sehen wir ihn den Liebeskummer seiner Hirten ebenso teilen wie die Trauer und den Jammer des von der väterlichen Scholle Vertriebenen. Darin verfährt er ganz anders als sein Vorbild Theokrit, an das er sich stofflich aufs engste anschliesst: Theokrit schildert seine Hirten gewiss viel natürlicher als Vergil, aber deshalb auch viel derber und niedriger und dunkt sich dabei als feiner Weltmann über sie erhaben und übt sogar seinen Spott an ihren sentimental Liebesergüssen. Bei Theokrit ist nichts zu merken von einem mitführenden Herzen nach Vergils Art. Aber nicht in der Ausführung liegt bei den *Bucolica* das eigentlich Selbstdändige seiner Leistung, sondern in der Wahl des literarischen Genus als solchen: mit den *Bucolica* hat Vergil eine neue Gattung in die römische Literatur eingeführt, er hat die bukolische Poesie, die Hirtendichtung, in lateinischer Sprache geschaffen.

Diese Originalität, im Sinne der Einführung einer bisher in Rom nicht gepflegten Literaturgattung, mangelt wiederum dem dritten Hauptwerk *Georgika*, dem grossen Lehrgedicht über den Landbau. Dieser Gegenstand war zwar bisher noch von keinem Römer dichterisch behandelt worden; aber das literarische Genus der didaktischen Dichtung beschreibenden Inhalts, das war schon vorher aus Alexandrien nach Rom verpflanzt worden durch Lukrez' grosses Lehrgedicht „Von der Natur der Dinge“. Von ihm hat Vergil für Sprache und Metrik ungemein viel gelernt, am meisten aber für die poetische Formung eines an sich unpoetischen, trockenen Gegenstandes. Dass er aber gerade diesen Stoff gewählt hat, das Leben und Schaffen des Landmanns, dazu ist ihm die Anregung allerdings wieder von einem Griechen gekommen, und zwar abermals von einem alexandrinischen Literaten, der in den gleichen Dichterkreis hineingehört wie Theokrit. Von ihm hat Vergil nicht nur das allgemeine Thema, sondern auch die Hauptmasse des sachlichen Materials und sogar den Titel entlehnt. Dieses unmittelbare poetische Vorbild waren die *Georgika* des Nikander, von denen wir heute nur noch einige Bruchstücke besitzen. Daneben hat er noch andere Darstellungen dieses Stoffes, griechische und lateinische, Poesie und Prosa, benutzt, darunter wahrscheinlich auch das damals eben veröffentlichte Buch des greisen Varro „De re rustica“. Aus eigener Erfahrung hingegen scheint er, der Sohn des Landes, merkwürdigerweise überaus wenig beigesteuert zu haben. Wie, in welcher Weise er seine hellenistischen Quellen hier benutzt hat, lehrt uns besser, als es die spärlichen Fragmente der Nikanderschen *Georgika* vermögen, der Vergleich mit einem andern erhaltenen alexandrinischen Werk, das Vergil ebenfalls herangezogen hat, mit den *Phainomena* des Aratos, jenem berühmten Lehrgedicht über die Himmelserscheinungen, an dessen Uebertragung ins Lateinische sich auch Cicero versucht hat. Daraus hat Vergil einzelne Partien in einen Abschnitt des III. Buches der *Georgika* eingearbeitet, und zwar handelt es sich um eine völlige Umschaffung, eine Umbildung seiner hellenistischen Vorlage, die er durch entschlossene Abkehr von der öden Nüchternheit, verstaubten Gelehr-

samkeit und barocken Künstelei der Alexandriner in den Stil echter, hoher Poesie transponiert hat.

Dass ihm dieser Wurf gelang und so gut gelang, dass seinen *Georgika* die gesamte antike Literatur, die griechische wie die römische, nichts Gleichartiges und Gleichwertiges an die Seite zu setzen hat, das hat außer seinem angeborenen Dichtertalent die tiefe, verständnisvolle Liebe zur ländlichen Natur, die Bewunderung für die prangende Schönheit seines geliebten Vaterlandes Italien bewirkt, die ihm wohl die seligen Jugendjahre auf dem verlorenen väterlichen Landgut eingepflanzt hatten. Diese innere Anteilnahme überträgt er vom Land auf die Menschen, die es bebauen und pflegen, und so hat er in den *Georgika*, wie keiner vor ihm und keiner nach ihm, das Leben des Landmannes mithühlend geschildert; nicht nur die Arbeit und Mühsal, von der schön Jahrhunderte vor ihm Hesiod gesungen hatte, der Bauerndichter aus dem böotischen Askra, als dessen Nachfolger im askräischen Lied Vergil sich noch fühlt, auch die bescheidenen Freuden, das stille Glück, die Poesie des Landlebens bringt er uns nahe und darüber hinaus die Schönheit des Landes und der Natur überhaupt. Schöner als im III. Buche der *Georgika* ist der Frühling von keinem antiken Dichter besungen worden. Und mögen in der stofflichen Erfindung die *Georgika* das am wenigsten originale sein unter seinen drei Werken, an poetischer Erfassung und Durchdringung des gewählten Gegenstandes, an Stimmungsgehalt und zugleich an Vollendung und Feile in Sprache und Vers überragen sie die *Bucolica* und sogar die *Aeneis*. Sie sind unbestritten das schönste Lehrgedicht der Antike, ja, man darf wohl sagen, eines der allerschönsten Denkmäler antiker Poesie überhaupt.

Gern hätte ich noch einiges bemerkt über die nationalen, römischen Quellen Vergils, aus denen er ebenfalls reichlich geschöpft hat, ohne seine Selbständigkeit aufzugeben, über die epischen Dichter Naevius und Ennius, über die Historiker, den alten Cato und die Annalisten, über Vergils Verhältnis zu ihnen, seine Abhängigkeit und seine Eigenart ihnen gegenüber. Doch die mir zugemessene Zeit ist abgelaufen, und so will ich nur noch das Ergebnis meiner Darlegungen in ein paar Worten zusammenfassen:

Reminiszenzen und Entlehnungen griechischer, aber auch römischer Provenienz, bald mehr, bald minder fühlbar, sind bei Vergil in grosser Zahl vorhanden. Das geben wir ebenso freimütig zu, wie der Dichter selbst es getan hat; aber er hat seine Vorbilder, indem er sie verarbeitete, nicht selten an dramatischer Spannung, psychologischer Vertiefung, an Gemütwärme und Plastik der Darstellung übertroffen. Und alles das zusammen ergibt jene eigen tümliche Weichheit des Vergilischen Stils, die man so deutlich empfindet und so schwer mit Worten kennzeichnen kann.

Nachwort. Vielleicht wird manchem Leser damit gedient, wenn ich die haupsächliche für den Vortrag herangezogene Literatur nenne. Bei ihrer Benutzung habe ich mich nicht gescheut, dort, wo eine ausnehmend glückliche und für das gesprochene Wort besonders geeignete Prägung jede Veränderung als Verschlechterung erscheinen liess, einzelne Wendungen und Sätze im Wortlaut zu entlehnen.

1. Ed. Norden, Römische Literatur, in Gercke-Norden, Einf. i. d. Altertumsw. I³, 4. Heft (passim).

2. Friedr. Leo, Die Originalität der römischen Literatur. Ak. Festrede, Göttingen 1904.

3. Günther Jachmann, Die Originalität der römischen Literatur. Leipzig 1926.

4. Rich. Heinze, Die Augusteische Kultur, herausgegeben von Alfr. Körte, Leipzig 1930.

5. Wilh. Kroll, Studien zum Verständnis der römischen Literatur. Stuttgart 1924.

6. Mlle. A. Guillemin, L'Originalité de Virgile. Etude sur

la méthode littéraire antique. (In: Rév. d. Etudes latines VIII (1930), p. 153—211.)

7. Walter Wili, Vergil. Verlag C. H. Beck, München (1930). Wilis zweifellos anregendes Buch ist eine fleissige, von ordentlicher philologischer Bildung zeugende Arbeit, die aber leider gänzlich nach den literarästhetischen Anschauungen des Stefan George-Kreises und der dort heimischen literarischen Betrachtungsweise, die Terminologie inbegriffen, orientiert und daher nur mit grosser Vorsicht zu benützen ist. Vgl. die Wilis Leistung durchaus gerecht werdende, Vorzüge und Mängel ruhig abwägende Besprechung des bekannten Göttinger Latinisten Ed. Fraenkel im *Gnomon* VI (1930), Heft 10.

Orgetorix

Eduard v. Tunk, Immensee.

Mit sicheren Schritten schreitet Cäsar am Beginn seiner Erinnerungen an die gallischen Kriegszüge seinem Ziele zu. Schon die Einleitung zeugt von psychologischer Erfassung seiner Leser. Als die tapfersten aller Gallier, Aquitanier und Belgier werden die Letzten bezeichnet. Aber zunächst hat es Cäsar mit den Helvetiern zu tun, dem tapfersten Stämme der Gallier im engeren Sinne des Wortes. Erst für später winkt die grössere Aufgabe, auch jene zu besiegen, die den Helvetiern noch über sind. Also Spannung von der ersten Seite an. Die erste Etappe in diesem jahrelangen Ringen ist der Helvetierkrieg. Die Einleitung hiezu spricht von einem einzigen Manne apud Helvetios longe nobilissimus fuit et ditissimus — Orgetorix. Und sofort wird dieser Mann ins rechte Licht gesetzt: regni cupiditate inductus. Der Römer, der dies las, musste sofort grollend Orgetorix gegenüberstehen: ein rex, ein Tyrann wollte er werden. Es gibt keine Sympathie mehr für ihn! (Ganz nebenbei spricht auch Cäsar als Führer der demokratischen Partei sein „conjurationem nobilitatis fecit“.) Als dann, begünstigt durch die Stimmung auch der civitas, Orgetorix den Auswanderungsbeschluss erreicht hat und zum Herzog der Helvetier gewählt ist, beginnt er sein Spiel mit seinem eigenen Volke. Is legationem ad civitates suscipit. Zu diesem Amte wird er nicht gewählt, das übernimmt er selbst. Die Helvetier mochten ja froh sein, dass Orgetorix sich dazu aus Eigenem anerbietet, aber: wie übt er es aus?

Zuerst führt ihn die Reise zum Sequaner Casticus. Dessen Vater war rex gewesen, so war es leicht, den Sohn lüstern zu machen nach gleicher Machtstellung. Dann besucht Orgetorix den Häderer Dumnorix. Hier mussten andere Mittel angewendet werden; die Eifersucht gegen den eigenen Bruder Diviciacus, der sich mit der Rolle des princeps begnügt, wird ausgenutzt und noch übersteigert: nicht nur princeps, sc. inter pares, soll Dumnorix werden, sondern rex Haeduorum. Und damit ja das Bündnis Bestand habe, wird der künftige Helvetierkönig Schwiegervater des künftigen Häderkönigs. Schliesslich vereinbaren diese merkwürdigen drei Eidgenossen zuerst die Knéchtung ihrer eigenen Stämme, für später die Unterwerfung ganz Galliens. Konnte es — im Herzen des Lesers — für Cäsar noch einen Gegner geben, der den Untergang eher verdiente als diese Orgetorix, Dumnorix, Casticus?

Immerhin, die stolzen Pläne wollen nicht gelingen. Orgetorix wird angezeigt, in Untersuchungshaft gesteckt und soll sich verantworten. Die Todesstrafe droht. Kaum aber erfährt der Gefangene den Tag des Gerichtes, da eilen seine Boten durchs Land und bieten seine Sklaven und Hörigen, dazu seine Schuldner auf zum rettenden Tun. Dem bisher schon unsympathischen Bilde werden somit neue hässliche Züge beigelegt. Und tatsächlich gelingt es Orgetorix, mit Hilfe dieser Leute der Verantwortung sich zu entziehen. Was mag da wieder der populus Romanus gedacht haben, dem es selbstverständlich war — wenigstens in der Theorie —, dass auch die höch-

sten Magistraten ihn als den Souverän anerkennen, seinem Spruche und Entscheid sich stellen und fügen!

Als endlich die Helvetier mit allen Mitteln Orgetorix gefügig machen wollen, ist er tot. Näheres weiss niemand; seine Landsleute vermuten Selbstmord; Cäsar schliesst sich ausdrücklich dieser Meinung an. Gescheiterter Ehrgeiz hat sein tragisches Ende gefunden. Auf wenig Seiten, ohne irgend welches Pathos, ist hier die Tragödie eines Einzelnen gezeichnet, ein furchtbare Präludium zur Tragödie des gesamten Volkes der Helvetier.

Man führt heute den Stil der neuen Sachlichkeit. Wo wäre ein besseres Beispiel als Cäsars Orgetorix — sollen unsere Gymnasiasten daran nur Grammatik üben?

Monotheistische Unterströmungen im alten Morgenland

Religionsgeschichtlich wichtig ist, dass die babylonischen Gelehrten erkannten, dass dieselben Gottheiten in verschiedenen Städten mehrfach nicht dieselben Wirkungskreise und Tätigkeiten besitzen und anderseits öfter unterschiedlich benannte Gottheiten im wesentlichen wesensgleich sind.

So schreibt ein babylonischer Gelehrter: „Der Adad der Stadt Bit-Karkara ist der Herr des Regens und Gewittergusses. Der Adad vom Tempel E-Namche ist der Herr des Ueberflusses. Der Adad der Stadt Challab ist der Herr des Windes. Der Adad der Stadt Akuss ist der Herr des Schüttelfrostes“. Ihm fiel also auf, dass von Adad nicht überall dasselbe gedacht wurde.

Ein ganz überschwänglicher Dichter und Gelehrter machte die verschiedenen Götter zu Gliedern am Leibe des Gottes Ninurta:

„Seine Augen sind Ellil und (Ninlil), die Iris seiner Augen ist Sin, Anu und Antu sind seine Lippen, die Zähne die Siebengottheit, seine Ohren Ea und Damkina, sein Schädel Adad, sein Nacken Marduk, seine Brust Nebu“ und so weiter. (Diese und weitere Texte bei Meissner „Babylonien und Assyrien“ 11: 47—49; Ebeling, MVAG 23,19.)

Aehnliche Vorgänge zeigt auch Aegypten. Die kleinen Ortsgottheiten traten neben ihren glücklichern Gefährten der politischen Hauptstädte mehr und mehr in den Hintergrund, und diese selbst verschmolzen mehr und mehr.

Die grimmige Sachmet und die freundliche Bastet galten zuletzt nur noch als besondere Formen und Namen der berühmteren Göttin Hathor, später ward dieser dann noch die Mut von Theben angeglichen, und endlich wurde Hathor noch der Isis gleichgesetzt.

Aehnlich erging es den Göttern. Nach und nach wurden alle dem Sonnengotte gleichgesetzt, sogar der Sobk, trotz seiner Krokodilsgestalt. Also: Amon, Harachte, Atum, Ptach, Sokar, Osiris, Hor, alle sind Ra, der Sonnengott. (Vgl. Erman-Ranke „Aegypten“ 296 und 309).

Solche Vorgänge ebneten den Weg zur „Ketzerei“ des Echnaton, der dann alle Götter abschaffte und dafür die Sonnenscheibe, Aton, d. h. die wirkliche, richtige Sonne, eben das Urbild aller Götter, wie er meinte, als einzigen Gott einführte. (Seine Meinung war falsch, da die Gottesidee älter ist als ihre Verbindung mit der Sonne.)

Uebrigens ging die ägyptische Theologie noch weiter. Der König selber wurde mit dem Sonnengotte verselbigt (vgl. die Lehre des Sehetepenre bei Erman, Literatur) und endlich wurde jeder Tote ein Osiris mit all dessen Eigenschaften und Geschicken (vgl. Erman-Ranke 347), allerdings ohne die Selbständigkeit des wirklichen Osiris dadurch zu leugnen, gerade so wie ja auch alle Götter, trotz ihrer Gleichsetzung mit dem Sonnengotte, ihre Sonderseinsweise behielten.

F. A. H.

Sätze als Wörter

Wer weiss? Dieses Sätzchen wird zum Zeitwort „werweissen“, ratschlagen.

Guck oder Kiek in die Welt. Das wird zu „Kiekindiewelt“, Kind.

Rendez-vous wird zum Substantiv wie das entsprechende deutsche Stell dich ein zum „Stelldichein“ wird.

Quelle heure est-il? wird im Freiburger Mund zum Gellerettli, das heisst zur Uhr.

Das sumerische Unadug, sag ihm, wird akkadisch (babylonisch) zu Unnendukku, d. h. Brief. OLZ 1918, 115.

Aus der Landesknechtensprache kam ins Italienische der Ausdruck Brindisi für Zutrunk, ursprünglich: Ich bring dir sie (nämlich die Blume). F. A. H.

Synchronismen

In der Benediktinischen Monatsschrift 1929, Seite 518, macht der Schriftleiter auf einen Synchronismus aufmerksam, den erstmals der Freiburger Klassische Philologe Otto Immisch hervorhob: Die Gründung von Monte Cassino 529 fällt ins gleiche Jahr, in dem durch Kaiser Justinian die Akademie von Athen geschlossen wurde, jene Stiftung Platons, die in den letzten Jahrzehnten der Hora des sinkenden Heidentums gewesen war. Fast ein Jahrtausend hatte diese bestanden.

Genau ein Jahrtausend vor 529, nämlich im Jahre 471, wurde nach einigen der Begründer der platonischen Philosophie, Sokrates, geboren, und gleichzeitig (allerdings nicht so genau beweisbar) starb der letzte Prophet des Alten Bundes, Malachias.

Beide Synchronismen betreffen bedeutsame Ablösungen, Uebergänge, Scheidungen.

500 Jahre vor Sokrates' Geburt bestieg Salomon, der Begründer der israelitischen Philosophie, der Weisheitslehre Israels, den Thron 971. F. A. H.

Der Lohn einer Pflegerin zur Zeit Abrahams

Eine Schenkungsurkunde aus der Zeit Hammurapis, des babylonischen Königs, des Zeitgenossen des Patriarchen Abrahams, lautet:

Lamasi, die Tochter des Japuchum, war krank. Husalatum hat die Kranke gepflegt. Darum hat Lamasi . . . der Husalatum gegeben: Eine Mühle für Feinmehl, drei Stühle, ein Bett, einen Rohrkasten.

Alles dieses hat Lamasi, die Tochter des Japuchum, der Husalatum, der Tochter des Sumurah, gegeben. Bei den Göttern Samas, Ai, Marduk und Hammurapi schworen sie. Orientalistische Literaturzeitung, 1920, Seite 15. F. A. H.

Bücherecke

Rohlfs, Sprache und Kultur. Geb. Mk. 2.—, Geh. Mk. —.90. Braunschweig, Georg Westermann, 1928.

Der Verfasser, Dozent der romanischen Philologie an der Universität Tübingen, setzt sich auseinander mit dem Problem der kulturellen Durchdringung des Sprachunterrichts. Er wendet sich scharf gegen die vielfach ganz willkürlichen sprachphilosophischen Spekulationen Vosslers und seiner Schule (deren gefährliche Einseitigkeiten wir schon in der Besprechung von Klemperer, Romanische Sonderart, „Mittelschule“ 1928, Nr. 1, entschieden abgelehnt haben). Damit will Rohlfs aber keineswegs auf eine entsprechende Verwertung der kulturgeschichtlichen Elemente verzichten. „Die Sprachwissenschaft soll nicht nur totes Wissen vermitteln, sondern sie ist in erster Linie dazu da, unsere Einsicht in die Kultur der Völker zu vertiefen . . . Die Wortgeschichte darf hinter Syntax und Lautlehre nicht mehr zu kurz kommen. Was der Sprachwissenschaft von heute not tut, das ist eine Vertiefung durch die Völkerpsychologie, die Ethnographie und die vergleichende Volkskunde“ (S. 33 f.).

Im einzelnen verlangt Rohlfs vor allem vertiefte Beachtung der Lehn- und Reliktwörter, sowie der Ortsnamen, der Bedeutungslehre und Wortgeographie. Besonders viel verspricht er sich von der Verbindung von Sprachwissenschaft und Volkskunde. Schliesslich wird noch die Bedeutung der Kindersprache hervorgehoben.

Die sorgfältigen bibliographischen Nachweise beziehen sich hauptsächlich, die erläuternden Beispiele ausschliesslich auf das französische resp. romanische Sprachgebiet. Beide Literatur wie Illustrationsmaterial, verstärken in uns den wehmütigen Eindruck, dass auch auf diesem Gebiete die Vorarbeiten noch nicht so weit gediehen sind, um dem Mittelschullehrer ausgiebige Handreichung zu bieten. Und Spezialistentum soll und kann ja auch hierin unsrern Schulen nicht zugemutet werden, wie der Verfasser selbst mit Recht betont.

Das vornehm und klar geschriebene Heftchen sei trotzdem unsern Philologen, vor allem den Romanisten, im Sinne einer Zielweisung zur Ergänzung und Vertiefung des Sprachunterrichts warm empfohlen. — Den Altphilologen möchten wir bei dieser Gelegenheit nochmals auf die bei Weidmann erschienene „Volkskunde im altsprachlichen Unterricht“ von Ernst Samter hinweisen. Leider liegt unseres Wissens bis jetzt nur der 1. Teil: Homer, vor (Berlin 1923).

R. L.

Lehmen, S. J., Lehrbuch der Moralphilosophie auf aristotelisch-scholastischer Grundlage. Zum Gebrauch an höhern Lehranstalten. 4. Auflage von Viktor Cathrein. S. J. Immensee 1930.

Diese gründliche Einführung in das Studium der Moralphilosophie hat durch die neue Bearbeitung wiederum gewonnen. Cathreins Vorzug ist, dass er die alten Lösungen der scholastischen Ethik in neuer, zeitgemässer und tief durchdachter Form darzustellen weiss; so prägt er allem das lebenswarme Merkmal seiner eigenen geistvollen Persönlichkeit auf. Es mag vielleicht die Durchschlagskraft einzelner neuer Beweisformen, die er zu den traditionellen Begründungen hinzufügt, nicht allgemein erleuchten; es mag auch da und dort eine andere Überzeugung noch möglich bleiben, man denke z. B. an die Ausführungen über den Probabilismus. Aber im ganzen ist das Buch eine Musterleistung, wo die Probleme eine durchaus solide Behandlung erfahren, besonders die heute brennenden Fragen über die Existenz eines Naturgesetzes, über das Eigentum, die Ehe und den Staat. Hervorzuheben ist auch, dass bei der Endzielfrage, dem Fundament der Ethik, ausdrücklich die Verherrlichung Gottes als der wichtigste und erste Zweck des Menschen sich ergibt; das trat jedenfalls in vielen Ethikbüchern zu wenig hervor und war so Mitursache für den häufigen gegnerischen Vorwurf, die christliche Moral sei utilitaristisch. Die genannte, grundlegende Gotteseinstellung dürfte vielleicht auch im letzten Abschnitte des Buches noch offener hervortreten; denn der Grundfehler im Völkerbund ist letztlich nicht die Vorherrschaft der Siegerstaaten, sondern der Mangel des „Im Namen des allheiligen Gottes“ am Anfang seiner Dokumente.

Die Klarheit der Gedankengänge, die Zielsicherheit der Beweise, die Übersichtlichkeit der Anordnung, die Fülle der behandelten Probleme macht das Buch zu einer reichen Schatzkammer nicht nur für Lehranstalten, sondern für jeden, der eines kurzen, aber gründlichen Aufschlusses über ethische Fragen bedarf. Dr. P. S. H.

Fred Treyer, Foreign English (Westermann, Braunschweig), Mk. 4.—.

Dieses wertvolle Hilfsbuch für das praktische Studium des Englischen trägt den Untertitel: „Ist dein Englisch nicht unenglisch?“ Jeder Lehrer der Fremdsprachen weiss, dass ein Teil seines Unterrichtes ein Kampf ist gegen die muttersprachliche Ausdrucksgestaltung. Denn es treibt den Lernenden, diese auf den Ausdruck in der Fremdsprache zu übertragen. Nun hat der Verfasser eine reiche Sammlung von Wendungen angelegt, in denen man durch die deutsche Sprache zu Fehlern im Englischen verleitet wird. Dieses Buch lässt sich dem Werke Krügers: „Unenglisches Englisch“ an die Seite stellen. Während letzteres aber ein alphabetisch geordnetes Nachschlagewerk ist, hat Treyer seinem Buche die Eigenschaft eines interessanten, sogar kurzweiligen Lehr- und Lesebuches gegeben. Er ordnet den Stoff grammatisch (nach Wortarten) an, setzt die falschen Ausdrücke neben die entsprechenden richtigen, und illustriert das Gebotene grossenteils durch köstliche Anekdoten.

Das Buch ist bestimmt für solche, die mindestens einen Elementarkurs durchgearbeitet haben. Aber auch der Lehrer findet vieles darin zur Belebung des Unterrichtes. Dr. A. H.

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCHE-HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTLEITUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Gedanken zur neuen deutschen Mittelschule — Madame de Noailles — Einem etwas verkehren — Pontius Pilatus — Bücherecke.

Gedanken zur neuen deutschen Mittelschule

Von Dr. P. Karl Schmid, O.S.B., Rektor, Engelberg.

Die neulich erschienene Festgabe zu Hans Richerts 60. Geburtstage, „Wesen und Wege der Schulreform“¹⁾ regt an zur Betrachtung der geistigen Strömungen, die in der deutschen, vorab in der preussischen Mittelschulreform treibend und richtunggebend waren, sich im Reformwerk mehr oder weniger erfolgreich durchzusetzen vermochten und auf dessen Grundlage nach vollerer Verwirklichung drängen. Es ist für den Fernstehenden nicht leicht zu sagen, was davon Richerts persönliches Bestreben und was Forderung der Zeitströmungen war, da Richert selbst das Wort prägte: „Was! Richert will, ich will doch nicht, ich bin doch ganz egal, die Zeit will.“ (296). Einige dieser Tendenzen sollen hier herausgegriffen sein, teils solche, die uns freuen, teils aber auch solche, die uns weniger entsprechen.

I. Erfreulich scheint uns einmal das erfolgreiche Bestreben, *Religion* und zwar als klaren, konfessionellen Unterricht zum ersten Kernfach aller Mittelschultypen zu machen. So weit sind wir in der offiziellen schweizerischen Mittelschulnormierung noch nicht. Ebenso erfreulich ist der entschiedene, wenn auch nicht so erfolgskrönige Versuch, die *Philosophie* als Fach einzuführen und den ganzen Unterricht philosophisch zu orientieren und zu vertiefen. Beide Punkte sind jedenfalls stark Richerts persönliches Verdienst. Denn er war wie der Förderer der simultanen Bildungseinheit, so anderseits ebenso der Verfechter des konfessionellen Religionsunterrichtes und trat stets, so vor allem in der für die Schulreform grundlegenden Denkschrift, entschieden ein für den Philosophieunterricht. Hans Schlemmer schreibt in seinem Beitrag, „Die Philosophie in der höheren Schule“ geradezu: „Richert hat der preussischen höheren Schule die Philosophie und der Philosophie die höhere Schule zurückgegeben“ (183), und hebt weiter rühmend hervor: „Wenn wir nicht stecken bleiben wollen in einer entsetzlichen Vielheit von Fächern, wenn wir sehen wollen und unsere Schüler sehen lehren wollen, wie alles sich zum Ganzen webt; dann brauchen wir die Philosophie. Davon sah man um die Jahrhundertwende so gut wie nichts; Mahnrufe wie etwa die Paulsens mussten ungehört bleiben, weil es eben die Rufe eines Mannes waren, der dem wirklichen Leben der Schule trotz allen Interesses doch fern stand. Und nun kam Richert, der Mann, der als Lehrer Philosoph und als Philosoph Lehrer war, dem, weil er beides war, deutlich wurde, was die letzte Sehnsucht all der jungen Menschen ist, die auf den Bänken der höheren Schule sassen. Und weil er das sah und fühlte, weil der tiefste Sinn der Jugendbewegung ihm aufging, darum hat er, an massgebende Stelle gestellt, nun das geschaffen, was wir heute in seinen fröhlich-spriessenden Anfängen erblicken: die *Philosophie als organischen und notwendigen Bestandteil der Unterrichts- und Erziehungsarbeit der höheren Schule*. Und wenn daher ein Gelehrter vom Range eines Wilamowitz-Möllendorf in seiner kritiklosen Wut über die „neue Zeit“ kategorisch erklärt, die Philosophie gehöre nicht auf die

Schule, wobei er auf jede Begründung verzichtet,²⁾ so zeigt das nur, wie sehr auch die bedeutendsten Fachkenner der alten Generation im Geiste des 19. Jahrhunderts stecken geblieben sein können, dem Geiste, der in den Herzen der heutigen Jugend keinerlei Wiederhall mehr findet“ (185). Solche Stimmen rufen uns den Altmeister des Schulwesens, Otto Willmann, in Erinnerung und zeigen, dass das Verständnis für die in seiner „Didaktik“ erhobenen Forderungen im Laufe der Jahrzehnte doch erheblich gewachsen ist.

„Freilich“, so fährt Schlemmer (S. 187) weiter, „bleibt bei alledem eine bedauerliche Tatsache zu verzeichnen; der ursprüngliche Plan Richerts, die „philosophische Lektüre“ zu einem obligatorischen Lehrgegenstand in den Primären aller höheren Lehranstalten zu machen, hat sich nicht durchführen lassen, sondern ist im wesentlichen am Widerspruch der konfessionellen Kreise gescheitert. Das bedeutet — es muss ruhig bekannt werden — eine schmerzliche Niederlage; denn wenn, — wie wir oben zu zeigen versuchten — philosophischer Unterricht notwendig ist, dann ist er im Gefüge unseres Schulwesens nicht anders denn als Pflichtfach denkbar. Man sollte aber diesen Misserfolg auch nicht übertreiben. Geblieben ist die Forderung der Durchdringung des gesamten Fachunterrichtes mit philosophischem Geiste (nicht „Unterricht in Philosophie, aber Philosophie im Unterricht“), und geblieben ist ferner die Einrichtung, dass eine der Arbeitsgemeinschaften auf der Oberstufe regelmässig der Philosophie gewidmet sein muss“.

Dieser philosophischen Arbeitsgemeinschaft muss man nun freilich viel des Entscheidenden und Wertyollsten zumuten. Denn „die Abwendung von der Religion erfolgt meist, besonders in der protestantischen Jugend, deswegen, weil nicht klar genug die Möglichkeit gezeigt wird, dass Wissenschaft und Religion sich nicht ausschliessen. Diese Arbeit aber kann hervorragend die philosophische Arbeitsgemeinschaft leisten . . . Somit kann sie im edelsten Sinne zur religiösen Erneuerung beitragen.“

Noch eine zweite hervorragende Aufgabe ist die philosophische Arbeitsgemeinschaft berufen zu erfüllen. Alle Lehrfächer der Schule haben ihre eigenen Perspektiven und Forderungen. Keins ist imstande, für sich ein einheitliches Weltbild zu vermitteln. Dem Schüler treten sie mosaikartig entgegen, liebloser gesagt, wie Waren, die in Schubfächern nebeneinander liegen. Er selbst ist nicht in der Lage, aus ihnen die Idee der Einheit der Bildung, der Kultur, seines Weltbildes zu gewinnen, und der Lehrer von seinem Einzelfache auch nicht, trotz aller Querschnitte und trotz aller Konzentration. Diese Leistung fällt der Philosophie zu. Denn sie allein ist imstande, dasjenige, was die Einzelwissenschaften voraussetzen, auf seine grundsätzliche Bedeutung zu untersuchen, und das, was jene als Einzelergebnis zeitigen, in einen höheren Zusammenhang zu bringen“ (156 f.).

II. Neben den erwähnten erfreulichen Bestrebungen finden wir freilich in der preussischen Schulreform auch Tendenzen am Werke, die uns weniger gefallen wollen

¹⁾ Vgl. die Besprechung in dieser Nummer.
²⁾ U. v. Wilamowitz, Erinnerungen. Leipzig 1928. S. 72.

und die, weil sie vor allem der erstrebten Philosophie ihr Gepräge verleihen wollten, den „Widerspruch der konfessionellen Kreise“ erklären können. Wieder handelt es sich dabei sowohl um Sachen die „Richert will“, wie auch um solche, die „die Zeit will“.

1. Einmal erstrebt die ganze Schulreform im Interesse der „deutschen Bildungseinheit“, wie sich eine Publikation Richerts bezeichnenderweise nennt, die *simultane Einheitsschule*. Dieses Wollen ist nicht etwa bloss gemeint im Sinne eines nolens volens Sich-Abfindens mit der gegenwärtigen Situation; es ist vielmehr das prinzipielle Wollen dieses Miteinanders der verschiedensten Weltanschauungen, weil man das als für das Deutschtum wesentlich und wertvoll ansieht. Darum kann nun natürlich die Philosophie als Schulfach nicht in dem Sinne verstanden werden, „als ob die Schule ihren Schülern eine bestimmte Weltanschauung lehren könnte, die in allen Lebenslagen mit gutem Erfolg gleich einem ärztlichen Rezept angewendet werden kann . . . Nein, die Schule kann nicht Meinungen beibringen sondern nur Kräfte üben und stärken . . . Nicht eine Philosophie sollen unsere Jungen und Mädel lernen, sondern philosophieren“ (186)! Ist also Weltanschauungslosigkeit erster Grundzug der neuen Schule und ist darum auch die Philosophie so gemeint, dann beginnen wir den „Widerspruch der konfessionellen Kreise“ dagegen zu begreifen.

2. Dazu kommt ein Zweites. Die neue Schule ist ausgesprochen, ja soweit ihr das möglich ist, extrem *deutsche Schule*. Und sie wollte und will das noch mehr sein, als es ihr in der gegenwärtigen Organisationsform der „Richtlinien“ gelungen ist. Man bezeichnet auch in diesem Punkte die „Richtlinien“ nur als Anfang und ersten Schritt auf dem Wege. Diese Strömung haben neben den drei uns Schweizern bekannten Mittelschultypen als vierter die „deutsche Oberschule“ erstehen lassen, in der man „die einzige schöpferische Tat der Reform“ und die reinste Verwirklichung ihrer Bestrebungen erblickt. „Die grundlegende Idee der deutschen Oberschule ist der Gedanke, die Bildung des deutschen Menschen seinem eigenen Volkstum zu entnehmen“ (120). Wie rein deutsch das gemeint ist, lehrt, neben einem Blick auf ihren Lehrplan, ihre Kernfächer und deren Stundenzahl, die Bemerkung: „Wenn eine Lösung echter Bildung vom eigenen Volkstum eine Illusion ist, dann war es ein Irrtum, die Grundlage für die deutsche Bildung in der Antike zu suchen (von uns hervorgehoben), wo sie der Neuhumanismus gefunden zu haben glaubte . . . Die klassische Kultur für den Schüler der deutschen Oberschule soll die deutsche Kultur sein, die im deutschen Idealismus ihren höchsten Ausdruck gefunden hat . . . Von hier aus gesehen (!), ist der Verlust der ursprünglich in den Studententafeln eingesetzten Philosophie in UI und OI fast unersetztlich“. (121) Aha! hinc illae lacrimae! Fichte und Hegel, Schleiermacher usw. waren gemeint mit Philosophie. Da wird der „Widerspruch der konfessionellen Kreise“ gegen die, d. h. gegen diese Philosophie immer begreiflicher.

Mit der deutschen Oberschule verwandt ist auch die sog. „Aufbauschule“, die erst an die beendigte Volkschule anschliesst und in sechs Jahren zur Reife führt, während die übrigen vier Typen, wie es ja Deutschland bisher ausschliesslich hatte, schon nach der vierten Volksschulklasse einsetzen und ihre überlieferten 9 Jahre beibehalten haben. Die Aufbauschule hält man — und wohl nicht mit Unrecht — für berufen, die Mittelschule der ländlichen und kleinstädtischen Verhältnisse zu werden. In ihrer inneren geistigen Eigenart, „in ihrer Zielsetzung richten sich weitaus die meisten Aufbauschulen nach der deutschen Oberschule“ (123). Beide wollen also betont den deutschen Jungen am Deutschtum zum Deutschtum erziehen. Und dabei werden diese zwei Typen

als die Schulformen angesehen, denen die Zukunft gehört und die erst in der Zukunft ihre volle Ausgestaltung erfahren werden. Die Aufbauschule „kann das bedeutsamste abschliessende Glied in der voll ausgebauten deutschen Einheitsschule werden“ (125), und „auch die deutsche Oberschule wird erst sein, was sie ist, auch sie wird sich ihrem Ideal erst in einer geschichtlichen Entwicklung nähern“ (121). Da spürt man ohne ausserordentliche Feinempfindlichkeit die Ideologie, aber auch die ganze Aktivität der alddeutschen und nationalsozialistischen Kreise, deren Geist diese Schule entsprang und die ihr zu Vater stehen, weil sie ihnen die Jugend in ihrem Sinne erzieht. Aber ebenso begreift man da die ernste Besorgnis der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Deutschland.

3. Endlich wird es der Reform in allen Kreisen zum grössten Verdienste angerechnet, dass sie die *Arbeitsschule* auf den Schild erhoben. Diesem Thema ist auch in der Richertgabe der grösste Beitrag gewidmet (Karsen 100—120). Der Ausdruck „Arbeitsschule“ wird gewöhnlich in zwei Bedeutungen zugleich genommen: Man meint damit das Fach der Handfertigkeit in seinen verschiedensten Formen und zugleich auch das methodische Prinzip der produktiven Selbsttätigkeit der Schüler in allen Fächern, das „alles selbst Erarbeiten“. Eine Methode ist rein an und für sich genommen gewiss weltanschaulich weder gut noch schlecht. Ihre Beurteilung hat einfach deren natürliche Eignung und Brauchbarkeit als Mittel zum betreffenden Zweck festzustellen. So aufgefasst, wird es dem „Arbeitsprinzip“ in den verschiedenen Fächern selbstverständlich ganz verschieden ergehen. Aber im konkreten vorliegenden Falle der preussisch-deutschen Schulreform ist es nun wirklich interessant zu sehen, dass das scheinbar absolut farblose, rein methodische Prinzip und der auf den ersten Blick gewiss ebenso harmlose Werkunterricht *Ausdruck einer bestimmten weltanschaulichen Haltung sind*. Es ist einmal sicher nicht purer Methodenfanatismus gewesen, der die Arbeitsschule in der Verfassung verankert hat, umso weniger, als das der Einfluss nicht der Fachpädagogen, sondern — der Arbeiterklasse (!) durchgebracht hat. Karsen gibt übrigens den nötigen Aufschluss mit aller wünschenswerten Deutlichkeit (100): „Wenn die preussische Schulreform zunehmend diesen Grundsatz des Arbeitsunterrichtes betont, so führt sie den Artikel 148, Absatz 3 der Reichsverfassung durch: „Staatsbürgerkunde u. Arbeitsunterricht sind Lehrfach der Schule“. An dieser Stelle muss eine entscheidende Bemerkung gemacht werden. Es dürfte kein Zweifel sein, dass diese Betonung des Arbeitsunterrichtes, der in der Zusammenstellung mit der Staatsbürgerkunde nur als ein besonderes Fach gedacht sein kann, nicht in die Verfassung gekommen wäre, wenn sie nicht unter der massgebenden Mitarbeit der Arbeiterparteien entstanden wäre. Darin, dass die Verfassung den Arbeitsunterricht so ganz besonders in den Vordergrund rückt, liegt eine neue Wertung der Arbeit vor, insbesondere der Handarbeit, die nicht aus der Sphäre des demokratischen Bürgertums, auch nicht aus der Sphäre der neuen Psychologie, sondern aus der Ideologie jener Klasse stammt, deren Lebens- und Bildungsweg der Weg der gesellschaftlichen Arbeit ist. Es wird also behauptet, dass *Arbeitsschule und Arbeitsunterricht nur von einer arbeitenden Gesellschaft getragen und völlig durchgeführt werden kann*. Immer hat die Schule die Bedürfnisse der Gesellschaft erfüllt oder erfüllen müssen, deren Kinder ihr zur Erziehung übergeben wurden. . . Daher meint Arbeitsschule im Grunde gar nichts anderes, als die Schule der arbeitenden Gesellschaft. Es ist leicht, den Nachweis zu führen, dass, wo immer eine Arbeitsschule entstanden ist, dieser Einfluss der Arbeiterklasse, mindestens unbewusst,

gewirkt hat. Und umgekehrt: dass sie ohne diesen nicht entstanden ist, wenn es auch so scheinen sollte."

Bei der rechten Arbeitsschule handelt es sich also nicht um ein Mehr an Selbstarbeit; nicht das Selbstfinden der Lösungen macht sie aus. Alles das, aber bei der übernommenen bürgerlich-autoritativen Grundeinstellung, ist nicht Arbeitsschule, sondern höchstens die „bürgerlich bestimmte aktive Schule“, wie sie z. B. Amerika hat, während *Sowjet-Russland „tatsächlich eine Arbeitsschule hat oder doch versucht, sie restlos durchzuführen“* (108). Die wirkliche Arbeitsschule unterscheidet sich also von der „bürgerlich aktiven Schule“ durch ihre zuerst weltanschauliche und daraus dann methodische Grundhaltung: Es ist die Schule der Demokratie, d. h. der Herrschaft der arbeitenden Volksmasse, und zugleich die Schule der organisierten Kollektivarbeit. Mit andern Worten: In der richtigen Arbeitsschule bilden einmal die Schüler das arbeitende Volk, dem infolgedessen die Herrschaft zusteht. Darum sollte es da, wenn sie rein gelungen wäre, keinen Lehrplan mehr geben und gibt es auch kein zum voraus aufgegebenes Stoffpensum mehr. Und aus dem gleichen Grunde wird auch „das Frage- und Antwortspiel, das der Lehrer leitet“, abgelehnt. Der Lehrer hat nur mehr anzuregen, nicht mehr als Autorität aufzutreten. Dabei wird nun natürlich nicht blindlings auf gut Glück vorwärtsgewurstelt; die Arbeit wird vielmehr wirklich organisiert; es herrscht sogar weitgehende Arbeitsrationalisierung wie in der Industrie, wo ja das Denken der heutigen Arbeiterschaft geformt wird. Es werden also zu Beginn jedes Jahres auf dem demokratischen Wege der gemeinsamen Beratung und Beschlussfassung zwischen Lehrern und Schülervertretern die „Arbeitspläne“ für die gesamte Schule in den Hauptlinien festgelegt. Auf Grund derselben wird dann in jeder Klasse der Arbeitsplan der Klasse und in dessen Rahmen der Teilplan für den Anteil jedes Faches und endlich konkret der Anteil jedes Schülers an den Teilaufgaben der einzelnen Fächer festgelegt. Es geht also genau so, wie es sich der Sozialist von der kollektiv organisierten Arbeit denkt; die Schule ist ein „Werk“, in dem die einzelnen Arbeiter in den verschiedenen geistigen und materiellen Werkräumen ihrer Teilaufgabe obliegen, aus der die fertige Leistung in ergänzender Zusammenarbeit ersteht. So wäre also die reine, richtige Arbeitsschule der adäquate Ausdruck der sozial-demokratischen Gesellschaftsordnung.

Somit ist aber die deutsche Schulreform in ihrer gegenwärtigen Gestalt, wie sie in den „Richtlinien“ vorliegt, ein vorläufiger Kompromiss, dem wir harmlose Hirtenknaben das wahre Gesicht noch gar nicht ansehen, — selbst dann nicht, wenn einzelne deutsche oder österreichische und gelegentlich auch schweizerische Experimente uns die wahre Gestalt viel drastischer hervorkehren. „Die Arbeiterbewegung ist eben in Deutschland nicht die Gesellschaft überhaupt, wie sie es in Russland zu sein vorgibt... Infolgedessen kann sich die Form ihrer Schule nicht rücksichtslos rein ausprägen. . . Annähernd rein kann sie nur in Arbeiterbezirken entstehen, wo Arbeiterkinder sie besuchen, in denen jener Trieb zur sozialen Umgestaltung als Erfolg der Arbeit lebendig ist, der das Wesen der Arbeiterbewegung und der echten Arbeitsschule ausmacht.“ (118). Die Arbeitsschule steckt also auch erst in ihren Anfängen, und die jetzige Schulreform bildet höchstens den ersten Schritt. Fortschritt auf dem Wege zu ihrer Verwirklichung aber erwartet man, und mit Recht, vom Fortschreiten des Sozialismus: „Je enger der Raum der Betätigung im alten Europa wird, je mehr auch die bürgerliche Welt in die kollektive Wirtschaftsweise einbezogen wird, je mehr sich die werdende Gesellschaft kollektivistisch ordnet, umso mehr wird auch die soziale Arbeitsschule sich ausbreiten und die bloss aktive

Schule in ihrer höheren Form aufheben.“ (118). Selbstverständlich erblickt man auch umgekehrt in der Förderung der Arbeitsschule das wirksamste Mittel, um diesen gesellschaftlichen Umbildungsprozess in die Wege zu leiten. Denn da prägt man die kommende Generation vollständig in der Lebensform der Sozialdemokratie.

Zusammenfassend wird man also zum Geiste der deutschen Schulreform, wie er uns im neuesten „Kommentar“ entgegentritt, sagen müssen: er berge neben anderem recht Anerkennenswertem, drei Wesenszüge, die skeptisch stimmen, die Deutschland selber kaum zum Frieden u. Gedeihen sein werden und mit denen wir unser Schulwesen kaum beglücken wollen: die prinzipiell, ich möchte fast sagen, als Ideal gewollte Simultanschule, die exklusiv deutsche, nationalistische Schule und die soziale Arbeitsschule.

Madame de Noailles

La comtesse Mathieu de Noailles a de qui tenir. Née Branco-van-Bibesco, Roumaine par son père, dont les ancêtres ont régné sur la Valachie, Grecque par sa mère qui appartient à la famille Musurus, originaire de l'île de Crète, elle est née à Paris en 1876. Elle n'a pas publié moins de 15 volumes d'œuvres poétiques qui l'ont classée parmi les tout premiers poètes français actuels.

Elle se rattache au romantisme par son tempérament fiévreux et tumultueux, par son style échevelé et exaspéré, par sa fidélité aux grands maîtres romantiques : Rousseau, Chateaubriand, Lamartine, par son amour intemperant de la nature, à laquelle elle donne son âme, son corps, ses sens, enfin par son sentiment religieux tantôt païen, tantôt chrétien.

Il faudrait une vaste étude pour apprécier comme elle le mérite une œuvre aussi vaste et aussi riche. Voici le résumé d'un long article de Louis Chaigne, paru dans l' « Enseignement chrétien » de décembre 1930. Il est de Chaigne lui-même et intitulé « bilan d'une œuvre » :

Si nous considérons l'ensemble de l'œuvre de Mme de Noailles, nous y distinguons :

1^e Des dons extraordinaires, la marque du plus rare génie, une sensibilité étonnamment vibrante et nuancée (quels autres poètes vivants possèdent de pareilles antennes ?) ;

2^e D'incontestables réussites, une demi-douzaine de poèmes qui sont parmi les plus beaux de la littérature française.

3^e Des débordements lyriques tels qu'il est heureux que le romantisme y soit engagé pour que nous comprenions mieux toute sa nocivité, mais qui gâtent irréparablement une œuvre poétique faite pour dominer de très haut notre temps.

4^e Une apothéose de la volupté, que ne corrigeant ni les élans mystiques ni l'évocation pathétique de la mort, et qui suffirait à elle seule, si le talent ne la relevait, à vouer une œuvre au néant.

5^e Un échec, une faille en beauté des tendances les plus profondes de Mme de Noailles, et le triomphe, malgré son vœu, à travers quelques poèmes, d'un pur classicisme ignoré. »

Christophe Favre.

Einem etwas verehren

Verehren im Sinne von schenken ist jedenfalls etwas Merkwürdiges. Das Hebräische zeigt eine gleiche Entwicklung des Gebrauches von barak, segnen, grüssen, ehren, gratulieren.

Wenn die Alten jemand besonders grüssen oder beglückwünschen wollten, taten sie das nicht bloss mit leeren Worten und Händen; die Berakah, die Begrüssung, fand ihren tatsächlichen Ausdruck in einem Geschenk,

in einer Gabe. So wurde Berakah gleichbedeutend mit Minchah, Opfergabe oder Gabe überhaupt (allgemeiner Ausdruck).

In diesem Sinne ging das kanaanäisch-hebräische Wort sogar ins Agyptische über. (Wörterbuch der ägyptischen Sprache von Erman und Prapow 466). F. A. H.

Pontius Pilatus

ist den Kopten ein Agypter und mit seiner Gemahlin Prokla hoher Nationalheiliger geworden. Er wurde nach gewissen apokryphen Erzählungen zweimal gekreuzigt, das erste Mal in Jerusalem, wo er gerettet wurde, dann in Rom, wo er Führer der christlichen Gruppe mit Prokla, Gamaliel, Joseph von Arimathäa, Nikodemus, Tiberius und seinem gleich dem frommen Schächer in Jesu Grab auferweckten Sohn gewesen war. Die Häupter der Feinde sind, ausser den Hohenpriestern, Herodes, Judas Iskarioth und sein Schwager Barabbas.

Vrgl.: Mingana, A: The lament of the Virgin and the Martyrdom of Pilate. Manchester: The University Press 1928. (Woodbrooke Studies 2. Fasc. 4. Besprochen Th Lz. 1928, 518. R. Strothmann.) F.A.H.

Bücherecke

Grimme, Wesen und Wege der Schulreform. Berlin, Weidmann 1930. Geh. M. 12.—, Geb. M. 14.—.

Vorliegendes Werk ist ein stattlicher Sammelband von 300 Seiten, Hans Richert, dem „Vater der Richtlinien“, zum 60. Geburtstag gewidmet. Ueber 30 Mitarbeiter haben darin in knappen Darstellungen von 5—20 Seiten ein Mosaik gefügt zum Bilde „der Voraussetzungen, der organisatorischen Verwirklichung und der Aufgaben der neuen Schule und Erziehung“. Sind die einzelnen Beiträge natürlich auch verschieden werthaltig, so bietet das Ganze doch einen Kommentar zum Geist und Wollen der preussisch-deutschen Schulreform. Darin wird besonders und als Verdienst Richerts hervorgehoben, dass die neue Schule prinzipiell Arbeitsschule und weltanschaulich gemischte deutsche Einheitsschule sein will, an der freilich Religion erstes Kernfach ist, und dass man den besten Typus der Reform in der deutschen Oberschule findet. Bei der knappen, guten Besprechung der „Bildungsreformen der Hauptkulturländer nach dem Kriege“ ist natürlich die Schweiz nicht vertreten; unser Kampf um die Maturareform zeigt sich aber dem Leser stark als Wellenschlag der deutschen. (Vgl. den Artikel „Gedanken zur neuen deutschen Mittelschule“ i. gleicher Nummer).

P. K. S.

Mezö, Dr. Franz, Geschichte der olympischen Spiele. Mit einem Anhang: „Die olympischen Spiele der Neuzeit“ von Franz Miller. 280 Seiten mit 94 Bildern und 2 Karten. Verl. Knorr und Hirth, München 1930. Geh. R.M. 8.—, Leinen R.M. 9.50.

Diese erste umfassende Geschichte der olympischen Spiele im alten Griechenland ist zweifellos ein sehr verdienstliches und willkommenes Unternehmen. Die weit über 1000 zum Teil recht ausführlichen Anmerkungen und Literaturnachweise unter Strich zeugen davon, mit welcher Sorgfalt der Autor alles zusammengetragen hat, was antike Quellen und moderne Interpretation über den Gegenstand zu sagen wissen. Gerade darin aber scheint uns eine gewisse Schwäche des Werkes zu liegen: Für den Laien wünschten wir es kompakter, befreit von so vielen Einzelheiten, die das Zustandekommen einer plastischen Vorstellung erschweren, losgelöst auch von dem überreichen kritischen Kommentar, dessen Kontrolle eine ausgedehnte Fachbücherei voraussetzt; für den Wissenschaftler wünschten wir es in manchen Punkten noch kritischer, mit eindeutiger, wohlfundierter Stellungnahme zu den oft recht zweifelhaften antiken Gewährsmännern und den häufigen Kontroversen. An vielen Orten zeigt sich dies Bestreben des Verfassers in erfreulicher Weise, während man manchmal den Eindruck rein kompilatorischer Aneinanderreihung der sich widersprechenden Ansichten nicht los wird. Gerne wünschten wir

auch eine ausführlichere Zusammenfassung der reichen und vielfach hochinteressanten Ergebnisse, vor allem eine klare Würdigung vom ethisch-religiösen Standpunkt aus.

Vorbildlich ist der illustrative Schmuck des Buches, der u. a. eine Reihe persönlicher Aufnahmen der Verfassers über das heutige Olympia bringt. Nicht weniger wertvoll ist die mit bewundernswertem Fleiss erstellte Olympiadentabelle mit der Umrechnung in die moderne Chronologie und der Angabe der berühmten Sieger, ihrer Heimat etc. und zahlreicher den Entwicklungsgang der Spiele festhaltender Begebenheiten. Ganz besonderes Interesse beanspruchen auch die beiden von Mezö selbst angefertigten Karten über das Gebiet des Olympiakultes im Altertum und den Geburts- oder Zuständigkeitsort der berühmteren Olympiasieger. Endlich verdienen die reiche Bibliographie und das ausführliche Namen- und Sachregister alles Lob. Der Anhang: „Die olympischen Spiele der Neuzeit“ von Miller bietet Stoff zu reizvollen Vergleichen.

Das in Amsterdam mit dem olympischen Literaturpreis ausgezeichnete und seither mehrfach erweiterte, sehr anregende und preiswerte Werk verdient die volle Beachtung der Lehrer aller Stufen.

R. L.

Plate, Dr. Rudolf, Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache. Gr. 8°. 285 S. — Geb. Mk. 9.75. Ferd. Dümmler, Berlin SW 68 und Bonn. 1931.

Der rühmlichst bekannte Schulverlag liefert dem Lehrer hier wieder ein treffliches Hilfsmittel, das man mit Freude und Dank entgegennehmen wird. Plates Etymologisches Lexikon der französischen Sprache ist genau, was wir brauchen: Bei aller Übersichtlichkeit, Knappheit und Gediegenheit ist es von überraschender Vollständigkeit, dazu handlich und solid gebunden. Neben den bekannten grösseren etymologischen Wörterbüchern der europäischen Sprachen werden auch die Orientalisten mit grossem Nutzen verwertet. Bei jeder Form ist die ungefähre Zeit ihres Eintritts in den französischen Sprachschatz vermerkt. Auch die übrige Romania wird hinsichtlich der Form ausgiebig herangezogen. Genuswechsel und Bedeutungswandel finden weitgehende Berücksichtigung. Kurz, auf engstem Raum wird so ziemlich alles geboten, was der Mittelschullehrer für Studium und Unterricht verlangt und praktisch verwenden kann. Durch zahlreiche Stichproben konnten wir uns auch von der Sorgfalt der Drucklegung überzeugen. Das Buch sei nicht nur dem Französisch-, sondern vor allem auch dem Lateinlehrer und überhaupt jedem Kenner unserer zweiten LandesSprache angelegtlich empfohlen.

R. L.

Handbuch der Musikwissenschaften. II. Band: **Aesthetik, Akustik und Tonphysiologie, Tonpsychologie.** Von Dr. Fritz Volbach, Universitätsprofessor in Münster. Münster, Aschenborff, 1930. Mit 34 Textabbildungen und vielen Tabellen. VIII, 352 S. Geheftet RM. 6.—, gebunden RM. 7.20.

Vor uns liegt der längst erwartete 2. Band des Handbuches, das hiemit seinen Abschluss findet. Volbach befasst sich hier mit den vielumstrittenen Gebieten der Aesthetik, Akustik, Tonphysiologie und -psychologie. 220 des 352 Seiten starken Bandes sind der Aesthetik gewidmet, die in ihrem geschichtlichen Verlaufe von der Antike bis in die jüngste Gegenwart aufgerollt wird und deren Grundprobleme sehr einlässlich, aber nicht trocken wissenschaftlich, sondern bildhaft anschaulich mit warmem Herzen dargestellt werden. Die Musik wird durch ihre Einbettung in die allgemeine Aesthetik in ihren innigen Beziehungen zu den andern Künsten aufgezeigt und so in ihren ästhetischen Werten richtig beleuchtet. Nicht bloss dem Fachmusiker und dem Musikkünstler, sondern auch dem Kunstmäzen schlecht hin wird des Lehrreichen viel geboten.

Ueberaus interessant sind auch die andern drei Abschnitte des Buches. Ein grosses Tatsachenmaterial, zum Teil aus persönlichen Erfahrungen des Verfassers, wird hier verarbeitet. Manches davon kann der Lehrer auch im Gesang- und Sprechunterricht, in den Physik- und Mathematikstunden praktisch verwerten.

Ein sehr vielseitiges Buch also, das bei seiner guten Ausstattung und dem bescheidenen Preise jedem Musikliebenden willkommen sein und ihm Stunden edlen Genusses verschaffen wird.

E. B.

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCHE - HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTLEITUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Anleitung zum Verstehen und Werten eines lyrischen Gedichtes — Der neue „Kaegi“ — Mythologie — Philosophie — Bücherecke.

Anleitung zum Verstehen und Werten eines lyrischen Gedichtes

Von P. Alban Stöckli, Stans.

Ein lyrisches Gedicht ist eine Dichtung, in der die Gedanken und Gefühle des Dichters einen sprachlich erhöhten oder künstlerischen Ausdruck suchen. Je nachdem das Gefühl oder der Gedanke vorherrscht, spricht man von Gefühls- oder Gedankenlyrik. Nie ist das Gefühl ausschliesslich vorhanden, da die menschlichen Gefühle immer von gedanklichen Werten begleitet sind. — Reine Gefühlausbrüche wären nichts anderes als eine Häufung von Ausrufen oder Interjektionen, und ein solches Gebilde verdiente nicht den Namen eines Gedichtes.

Zum Verstehen und Werten eines lyrischen Gedichtes sind folgende Punkte zu beachten:

1. Man sehe sich den Titel an. Ist er richtig gewählt, so führt er auf den Hauptgegenstand oder den Inhalt des Gedichtes. Was ist aber zu sagen von jenen lyrischen Gedichten, die statt eines zusammenfassenden Titels den ersten Vers des Gedichtes als Aufschrift tragen, z. B. „Begrabe nur dein Liebstes“, v. Storm? In diesen Fällen ist der Titel nicht immer ein guter Wegweiser zum eigentlichen Inhalt. — Schon der Verzicht auf die Zusammenfassung in ein Substantiv legt es nahe, dass ein solches Gedicht in der Regel mehr gefühlsbetont ist. In dem angezogenen Beispiel trifft dies freilich nicht zu, es ist vorwiegend reflektiv. Den eigentlichen Hauptgedanken erschliessen erst die letzten Verse. Der Titel müsste, um diesen wiederzugeben, heissen: „Begrabe nur dein Liebstes, es ist doch nicht tot.“ —

2. Man frage sich nach dem ersten Lesen des Gedichtes: Was will der Dichter sagen? Welche Gedanken oder Gefühle will er zum Ausdruck bringen? Die Antwort auf diese Frage gibt den Gegenstand des Gedichtes ganz allgemein, den Stoff. Man stelle aus der Erinnerung Gedichte verschiedener Autoren über den gleichen Stoff zusammen. Aus diesem Vergleich ergibt sich dann die unterschiedliche Auffassung oder der besondere Gesichtspunkt, unter dem der Dichter den allgemeinen Gegenstand aufgefasst hat. Die günstige oder ungünstige Wahl dieser besondern Auffassung tritt schon als Faktor ein in die Wertung des Gedichtes.

3. Nach dieser Untersuchung über den Inhalt des Gedichtes gehe man weiter in der Analyse und untersuche es auf seine Konstruktion. Auch ein kleines lyrisches Gebilde verlangt einen Aufbau und in diesem Aufbau die Beobachtung logischer und psychologischer Gesetze. Man prüfe daher das Gedicht auf die logische Gedankenfolge und darauf, ob die Gefühle aus dem Gegenstand oder der Vorstellung sich natürlich ergeben, oder ob sie fremd und gezwungen erscheinen, ferner darauf, ob sie fliessen, d. h. fortschreiten, zu einem Höhepunkt drängen und zu einem Abschluss gelangen — die beiden letzten Punkte sind zwar nicht immer notwendige Wertfaktoren — oder ob sie stocken, sich wiederholen oder sich verirren.

4. Hierauf gehe man über zur Untersuchung der poetischen und sprachlichen Form: man prüfe das Gedicht auf Bildhaftigkeit und Wohlklang. Plastische und

malerische Werte zeigen sich in Bildern und Vergleichen, wie Personifikation, Metapher, Metonomie, Synekdoche Allegorie, wobei es freilich nicht so scharf auf die Fülle als auf die gute Wahl und Treffsicherheit ankommt. Die euphonischen Werte sind gegeben durch Rhythmus und Reim. Man erforsche daher Versmass, Reim und Strophenbau auf ihre Reinheit, Originalität, Uebereinstimmung mit dem Gefühlswert. Dabei ist nicht zu vergessen, dass ein Einbruch in den gleichmäigigen Rhythmus, wenn er durch den Inhalt genügend begründet ist, nicht etwa als Fehler, sondern als Vorteil zu buchen ist. Man vergesse auch nicht, besonders bei freien Rhythmen, die Verse zu prüfen auf die Färbung und den Klangwert der Vokale, ob günstiger Wechsel, Häufung oder Vorrherrschen eines Vokals.

5. Den poetischen Gesamtwert oder den *Gehalt* des Gedichtes bildet schliesslich die glückliche Verbindung eines bedeutsamen Gedankens oder edlen Gefühles mit einer klaren, wohlklangenden sprachlichen Form. So verlangt es Geibel in seinem bekannten Spruch.

Der gute Gedanke macht kein Gedicht,
Die schöne Form tut's auch noch nicht;
Es kommt drauf an, dass Leib und Seele
Zu guter Stunde sich vermähle.

Endlich weise man das lyrische Gedicht der richtigen Gattung zu: Lied, Ode, Hymne; Elegie, Spruch, Naturbild etc. und beurteile es innerhalb dieser Grenzen. Denn nicht alle Gattungen verlangen dieselben Eigenschaften. Im Lied z. B. braucht der Gegenstand, ähnlich wie im Genrebild, nicht so bedeutsam zu sein; dafür soll der Wohlklang um so grösser sein. Der Spruch verlangt einen vollen, gedrängten Inhalt und in der Form eine Pointe.

Es ist leicht ersichtlich, dass man diese Methode auch auf epische und halbepische Gedichte, mit wenig Abstrichen, anwenden kann.

Die praktische Verwertung dieser Punkte gestaltet sich in folgender Weise:

Man schreibt ein kleineres lyrisches Gedicht an die Tafel, zwei- oder dreistrophig, und lässt es von den Schülern in ein Heft, das sie eigens zu diesem Zwecke anlegen, eintragen. Man könnte das Gedicht auch diktieren, aber die Aufmerksamkeit der ganzen Klasse ist leichter zu erreichen, wenn das Gedicht an der Tafel steht, und alle gezwungen sind, dorthin zu schauen. Grössere Gedichte erfordern freilich ein Diktat, weil die Tafel nicht ausreicht.

Zuerst lässt man das Gedicht sinngemäss lesen und zwar von zwei oder drei verschiedenen Schülern, denn die persönliche Betonung, die jeder unbewusst hineinbringt, ist geeignet, gewisse Punkte des Gedichtes besser hervorzuheben. Dann beginnt die Prüfung nach dem oben aufgestelltem Schema. Einige Punkte sind schnell erledigt, bei andern gibt es mehr zu ergründen. Der Bildungswert der ganzen Arbeit besteht darin, dass der Schüler genötigt wird, auf Einzelheiten einzugehen und ein geistiges Erzeugnis unter der Lupe zu betrachten. Ohne diese Uebung bleibt das geistige Sehen bei den meisten eine mechanische Tätigkeit, über die man sich nicht Rechenschaft gibt, ähnlich wie bei körperlichen

Dingen: man kennt und sieht sie; wenn man sie aber aus dem Gedächtnis zeichnen soll, so steht man ratlos, weil man sie nicht gründlich angeschaut hat.

Damit die Schüler in ihrem Urteil völlig unbeeinflusst sind, hat man darauf zu achten, dass man den Namen des Autors nicht nennt, bevor das Resultat gefunden und das Gesamturteil gefällt ist. Die letzte Frage, aus welcher Zeit oder Richtung oder von welchem Autor das Gedicht etwa stammen könnte, fördert oft die seltsamsten Antworten zu Tage, die selten auch nur in die Nähe treffen. Um so erstauntere Gesichter gibt es dann, wenn man ihnen am Schluss den Autor bekannt macht, und es fehlt oft nicht an ergötzlichen Intermezzos, wenn einer z. B. unerkannterweise Fridolin Hofer das Kompliment macht: „Der Bursche hat gute Anlagen und kann es zu etwas bringen.“

Es ist auch nicht notwendig, dass man nur anerkannte Meisterwerke als Proben auswählt, man kann ganz gut zur Abwechslung einmal zu etwas Mittelmässigem und Minderem greifen aus Zeitschriften und dergl. An Material fehlt es nicht. Dabei wird man oft die Erfahrung machen, dass ein klanglicher Singsang dem plastisch geschaute und scharf umrisse Bild im Urteil dieser Jungen den Rang abläuft. Es hängt das mit der Stufe ihrer geistigen Entwicklung zusammen. Anderseits kann man auch wieder Urteile vernehmen, die überraschen durch ihre Treffsicherheit und ein Gedicht mit sicherem Empfinden der impressionistischen oder expressionistischen Richtung zuweisen.

Meisterwerke der Lyrik, die man als Proben für diese Behandlung auswählt, sollte man zugleich auswendig lernen lassen. Es ist für die Schüler der obren Klassen direkt beschämend, wenn sie von den Meisterwerken unserer klassischen, romantischen und modernen Dichter oft nicht eine einzige Strophe im Gedächtnis haben.

Hat man in der Schule ein paar Gedichte in dieser Weise behandelt, so kann man eine solche Arbeit auch als Stundenarbeit oder als Hausaufgabe geben. Bedeutend schwieger wird die Aufgabe, wenn man zwei Gedichte zur Prüfung vorlegt und verlangt, das eine gegen das andere abzuwählen. In diesem Falle wird natürlich die subjektive Einstellung des Geschmackes stark miteinfliessen, aber auch diese zu erkennen, ist für den Lehrer oft von grossem Vorteil.

Der neue „Kaegi“^{*)}

Eduard v. Tunk, Immensee.

„Was lange währt, wird endlich gut!“ Dieses Wort ist wieder einmal wahr geworden. Schon wer das „Vorwort zur Neubearbeitung“ liest, spürt einen Hauch von dem, was ihm bei genauerer Durchsicht des neuen „Kaegi“ zuteil werden soll. „Weil dem griechischen Unterricht seit 1890 überall vermehrte Gefahren erwachsen und Boden entzogen wurde, finden sich alle Freunde des Griechentums in der Überzeugung, dass heute nur ein kurzer und sicherer Weg zum Ziel beschritten werden darf. Kaegis Lehrgang, vor allem in der Formenlehre, erfüllt diese beiden Forderungen immer noch in unübertroffener Weise. . . . Die Neugestaltung bringt deshalb schliesslich nur zwei eingreifende Änderungen.“ Die eine besteht darin, dass der Block der Fürwörter (sowie der Präpositionen) zerschlagen worden ist, die andere — mehr äusserliche — in der Vereinigung der ganzen For-

menlehre in einem Band. Dazu kommt aber als ebenso wesentlich eine dritte Änderung, nämlich die Erleichterung vor allem der ersten Uebungsstücke bezüglich der bisherigen Ueberfülle an Vokabeln. Von nicht geringerer Bedeutung ist aber viertens der im Anhang stehende kurze Abriss der Satzlehre, welcher an die Stelle der alten syntaktischen Regeln getreten ist. Vielleicht wird der künftige Benutzer des neuen „Kaegi“ sich gar nicht immer dessen bewusst werden, wieviel Arbeit in dieser Umarbeitung des altbewährten Uebungsbuches liegt. Dies sei — zugleich im Sinne eines herzlichen Dankes! — gesagt, bevor wir auf einige Einzelheiten eingehen, und wenn wir da und dort noch einen kleinen Wunsch vorbringen, so geschieht dies einmal in dem Sinne, dass, falls unsere Anmerkung Beachtung fände, die Berücksichtigung nicht schon in allernächster Zeit erwartet würde — umso mehr, als aus der Unterrichtspraxis heraus wohl noch dieser oder jener Wunsch rege werden könnte — und dann vor allem in jenem andern Sinne, dass wir unsere Anmerkungen nicht als negative, sondern als positive Kritik betrachtet wissen möchten, weil ja das Gute immer noch zum ganz Guten steigerungsfähig ist.

Schon die „Leseübungen“ zeigen ein neues Gesicht. Es fällt dabei nur auf, dass der Schüler gleich auf der ersten Seite mit einer Menge von Fachausdrücken (Oxytona usw.) überrascht wird, die, wenn sie auch, wie ich annahme, vom Lehrer nicht hier, wenn überhaupt, verlangt werden, ein leichtes Gruseln nur durch ihre Existenz erwecken können.

Es folgt, wie im alten Uebungsbuch, die Tabelle über die Konjugation des Indikativs u. zw. fürs Aktiv sowohl wie für Medium und Passiv. Aber wie im alten „Kaegi“ handelt § 1 doch nur vom Aktiv. Es wäre wohl beides möglich gewesen. Auffallender ist, dass ebenso wenig wie einst in der Konjugationstabelle Bindevokal und Endung durch einen Bindestrich getrennt sind. Später muss das doch erfolgen, und m. E. ginge dies auch gleich zu Beginn des Griechisch-Unterrichtes.

Im Vokabular zu § 1 stehen noch immer etwelche Wörter, nämlich Präpositionen, die doch erst im nächsten Paragraph Verwendung finden.

Eine angenehme Überraschung ist aber, dass der alte § 2 nun durch die §§ 2 und 3 ersetzt ist, wodurch das Vokabular zu den einzelnen Abschnitten entlastet wird. Immerhin ist es auch jetzt noch allerhand verlangt, wenn zu § 2 nicht weniger als 25, zu § 3 gar 27 Vokabeln gelernt werden müssen. Dass im ersten Fall 7, im zweiten Fall 5 Eigennamen die Gesamtzahl etwas vermindern, ist für den Anfänger noch nicht von übertragender Bedeutung. Im § 3 sind dann allerdings aus dem alten § 3 noch die Masculina Oxytona mitübernommen, wodurch der neue § 4 den Neutra allein reserviert wird. In ähnlicher Weise ist der Stoff eines alten Paragraphen nun auf zwei aufgeteilt in folgenden Fällen: § 6 alt (Feminina), jetzt: § 7 (a purum) und § 8 (Feminina auf — η); § 10 alt (Adjectiva oxytona), jetzt: § 12 (mit Feminina auf — η) und § 13 (mit Feminina auf — a); § 12 alt (Adjektiva zweier Endungen), jetzt: § 15 und § 16; § 26 alt (Indikativ, Infinitiv, Partizip von Futur und Aorist), jetzt: § 34 (Aktiv) und § 35 (Medium); § 11 alt im 2. Band (transitive Formen von ιστημι), jetzt: § 109 (Aktiv) und § 110 (Medium und Passiv). Dass in einigen dieser Fälle — wie in den Ersatz-§§ 2 und 3 für den alten § 2 — der Stoff um eine Kleinigkeit vermehrt wurde, macht nichts aus, weil eben statt eines nun zwei Paragraphen dastehen und auf diese Weise doch für Entlastung gesorgt ist.

Wenn wir nun zur Reihenfolge der Abschnitte zurückkehren, treten uns nach § 17 (entsprechend dem alten § 13) zwei Abschnitte entgegen, die im früheren

^{*)} Adolf Kaegi. Griechisches Uebungsbuch für alle Staaten und Länder ausser Preussen, unter Mitwirkung von Eugen Staiger, neu bearbeitet von Karl Wuss. 1. Teil: Formenlehre. Berlin 1931. Weidmannsche Buchhandlung.

Buch erst viel später erschienen, nämlich § 18 (mit *αὐτός*, *ἄλλος*, *ἄλληλων*) und § 19 (mit zwei Demonstrativ- und dem Relativpronomen). Diese Dinge waren im alten Buch erst unter § 63 und § 65 zu finden, dort allerdings rings umgeben von allen anderen Fürwörtern, hier den anderen Pronomina weit vorausgenommen. Tatsächlich werden sie auf diese Weise leichter verarbeitet werden können. Und wenn auch die Zerschlagung des Blocks der Pronomina schon im „Kaegi-Denecke“ durchgeführt war, so darf „Kaegi-Wyss“ wenigstens deshalb anerkannt werden, weil er eine gute Idee in guter Form übernommen hat. In nobler Weise überlässt auch das „Vorwort zur Neubearbeitung“ die Entdeckung dieser Neuerung dem Vorgänger. In den neuen §§ 27 und 28 werden nun die Pronomina fortgesetzt, und zwar handelt der erste vom Fragewort, der zweite vom Indefinitpronomen. Beide waren früher in § 66 vereinigt, also auch hier wieder ein bedeutender methodischer Fortschritt!

Eine blosse Umstellung ist erfolgt, wenn der neue § 29 (Temporales Augment und Augment in den Komposita) = § 23 alt vor den Substantiva mit -*vt*-Stamm erscheint. Diese Umstellung hat aber zumindest den Vorteil der Abwechslung, zudem jenen anderen, dass die leicht zu verwechselnden Stämme auf — *v* und auf — *vt* nun weit voneinander getrennt sind.

Nicht neu in dem Sinne, als ob sie früher überhaupt nicht dagewesen wären, sind die §§ 37, 38 und 39. Sie sind blos aus dem früheren Anhang nach vorne gewiesen, es handelt sich alles um drei zusammenhängende Uebungsstücke (im alten Buch: §§ 93—95), die früher nach § 27 gelesen werden konnten. Ich glaube nun allerdings nicht, dass der Verfasser diese Stücke nun zu *Pfliekt*-Stücken machen wollte, aber es wäre gut zu wissen, inwieweit die hierzu angegebenen Vokabeln in späteren Abschnitten als bekannt vorausgesetzt werden. Ueberhaupt ist eine grosse Veränderung in den zusammenhängenden griechischen Uebungsstücken eingetreten: ausgefallen sind die alten §§ 69, 86—92, 100—105, ferner aus dem früheren 2. Band die §§ 4, 10, 13 und 19. Dagegen sind die alten §§ 96—99 nunmehr nach vorne verschoben (= §§ 56—59) und neu § 170 (als Abschluss des Buches). Die Zahl dieser zusammenhängenden Stücke ist also bedeutend kleiner geworden; es wird niemand um die ausgeschiedenen klagen.

Durch die vorhin erwähnten Zerteilungen und Einschaltungen ist es gekommen, dass den alten §§ 44 und 45 im neuen Buch die §§ 60 und 61 entsprechen. Sie handeln von den Modi der Aktio imperfekta, bezw. des Futurs und des Aorists im Aktiv und Medium. Mit Anführung der Worte „Aktio imperfekta“ ist bereits angezeigt, dass als eine ganz wichtige Neuerung (besonders im syntaktischen Anhang) die Unterscheidung von Aktionsart und Zeitstufe beim Verbum eingetreten ist. Diese Neuerung entspricht vor allem dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Sprachforschung und ist insoferne methodisch höchst anerkennenswert, als es nun nicht mehr nötig ist, zu einem späteren Zeitpunkt erst dem Schüler diese so wichtige Unterscheidung beizubringen. Musste sie es aber verschulden, dass der Formenlehre nach Zusammengehöriges wie bisher getrennt blieb? Die Bildung des Konjunktivs (durch Dehnung des Bindevokals) und des Optativs (durch -*i*), um nur diese zwei markanten Beispiele zu nennen, ist doch dieselbe in der Aktio imperfekta wie im Aorist, und so wäre es m. E. doch möglich, die in Betracht kommenden §§ nach diesem Gesichtspunkte einzuteilen. Das hätte den Vorteil, dass auf diese Weise die gleiche formale Bildung gleichbedeutender Formen viel klarer zum Ausdruck käme, während gerade die Verschiedenheit in der Aktionsart durch das krassere Nebeneinander auch

stärker betont wäre. Doch glaube ich gerne, dass man hierin verschiedener Meinung sein kann.

Wie bisher schliesst sich an Praesens (mit Imperfekt), Futur und Aorist das Perfektum an. Ich wundere mich, dass „Kaegi-Wyss“, der in der Frage der Pronomina gezeigt hat, dass ihn „Kaegi-Denecke“ anzuregen vermocht hatte, nicht auch hier dem Vorgänger Gefolgschaft geleistet hat. „Kaegi-Denecke“ behandelte nämlich zuerst die Perfekt-Formen des Mediums und Passivs und dann erst jene des Aktivs, ich nehme an, in der Meinung, dass gerade bei der Uebersetzung der Passivformen die Bedeutung des griechischen Perfekts klarer vor Augen tritt als bei Uebersetzung der Aktivformen. Die Rückkehr zur alten Reihenfolge bleibt mir daher unerklärlich.

Auf die Tempusbildung der *verba vocalia non contracta* folgt nun die Fortsetzung der Pronomina in den §§ 65—67 (Personalpronomen; reflexives Personalpronomen; Possessivpronomen). Mit glücklicher Hand ist hier einmal etwas vereinigt, was früher eher zerissen war. Denn im alten Buche handelten vom gleichen Stoff die §§ 63 (wo aber noch der Stoff des neuen § 18 mitgenommen wurde), 64 und 68. Der engere Anschluss des Possessiv- an das Personalpronomen ist nur zu begrüßen.

Bei der *Aktio imperfekta* der *Verba contracta* (neu §§ 79—81 = alt §§ 60—62) wäre es dagegen wohl vorzuziehen, wenn zwischen — *āω*, — *ēω* und — *ōω* andere Stoffe eingeschoben würden, damit die Kontraktionsregeln besser in Fleisch und Blut übergingen, wie man sagt, ehe neue Kontraktionsgesetze den alten Konkurrenz machen.

Schlossen sich nun früher an die *verba contracta* sämtliche Pronomina an, so bleibt jetzt nur mehr ein kleiner, wenn auch nicht leichter Rest übrig, der aber in drei Paragraphen ausführlicher (und für das bereits bekannte in repetierender Weise) behandelt wird, als dies im alten Buch der Fall war.

Sonst geht das Folgende seinen gewohnten Gang. Auch Dual und zweite attische Deklination steht an der früheren Stelle (neu § 98 = alt § 82). Man wird, wenn man es bisher getan hat, auch jetzt diesen Paragraph übergehen können. Ausser bei Homer spielt der Dual doch keine grosse Rolle, und dort wird man ohnehin noch darauf zurückkommen müssen. Es wäre daher vielleicht praktischer gewesen, diesen Abschnitt ans Ende des Uebungsbuches zu verweisen. Mit § 101 tritt das neue Buch in jenes Gebiet ein, mit welchem der zweite Band des alten Uebungsbuches begonnen hatte. Mit Ausnahme von früher Erwähntem hat sich nichts geändert, leider auch nicht die Gestaltung der neuen §§ 115 und 116 (= alt §§ 17 und 18), wo noch immer die sogenannten kleinen Verben auf — *μι* durcheinander gemischt sind. Hier wäre zweifellos eine Vermehrung der Paragraphen, nämlich für jedes Verb je ein Paragraph, freudig begrüßt worden.

Verschwunden sind die alten §§ 24—26; es wird also jetzt sozusagen offiziell vorausgesetzt, dass erst nach vollständigem Abschluss der Formenlehre zur Lektüre übergegangen wird. Ich glaube, die Praxis hat es ohnehin schon so gehalten. Auch die zusammenhängenden Stücke zur Formenlehre (= alte §§ 38—50) sind gefallen. Sie waren längst Ballast.

Die Leser dieses Berichtes über den neuen „Kaegi“ werden nun vielleicht noch ein Wort über den neuen „Abriss der Satzlehre“ erwarten. Der Herausgeber versichert indes, dass „der Weg, der im Abriss vorgezeichnet ist, sich im Unterricht bewährt“ hat. Ich glaube dies gerne, vielleicht dass ich später noch näher darauf eingehe, aber erst, wenn ich meine eigenen Erfahrungen damit gemacht habe; denn gerade auf diesem Gebiete nützt kein Theoretisieren. Nur auf eines möchte ich aufmerksam machen, weil es mir sofort aufgefallen ist. Die Regel 7

lautet: „Die Verschiedenheit der Aktionen ist am deutlichsten bei den Indikativen der Vergangenheit, dem Imperativ, Infinitiv und Partizip.“ Unter den Beispielen zur „Vergangenheit“ folgt nun auf Imperfektum und Aorist das — Perfekt. Es sollte statt dessen das Plusquamperfekt stehen, denn nur dieses ist ein Tempus der Vergangenheit, das Perfekt ist dagegen ein Tempus der Zeitstufe Gegenwart, es hat auch kein Augment. Ich hätte auch von diesem Schönheitsfehler weiter kein Aufsehen gemacht, wenn ich nicht wüsste, wie schwer er den vom Latein herkommenden Schülern — dort spielt ja das perfectum historicum weitaus die gewaltigere Rolle als das perfectum praesens — wird, diesen Unterschied des Griechischen von der Sprache der Römer sich anzueignen. Und nun darf ich meinen Bericht schliessen. Ich habe ihn gerne erstattet. Ich hoffe nur, dass ich möglichst bald mit dem neuen Buche arbeiten darf. Dem Buche selbst aber wünsche ich recht freudige Aufnahme.

Mythologie — Philosophie

Der Unterschied zwischen Mythos und Philosophie ist kein sehr wesentlicher; sehr vielen modernen Menschen erscheint die Philosophie geradezu als Mythologie, oder besser gesagt, als Mythos.

Der Mythos individualisiert, die Philosophie abstrahiert; beide sprechen von demselben Wirklichen, aber beide nicht mit den Ausdrücken des gewöhnlichen Lebens, sondern der Mythos mit den „Formeln“ der Geschichte, die Philosophie mit den „Redewendungen“ der Mathematik und Naturwissenschaft.

Wie es falsche Philosopheme gab und gibt, so auch falsche Mythologien; aber wie es eine wahre Philosophie gibt, so gäbe es einen wahren Mythos im Sinne der Alten, wenn wir noch mythisch denken würden, und gibt es einen wahren Mythos im wirklichen Sinne: Geschichtsphilosophie oder Pragmatik genannt.

F. A. H.

Bücherecke

Zollinger Max, Das literarische Verständnis des Jugendlichen und der Bildungswert der Poesie. Zürich, Orell Füssli, 1926.

Auf knapp 80 Seiten wird das für jeden Deutschunterricht an der Mittelschule grundlegende Thema gediegen und klar behandelt. Wertvoll ist vor allem die starke Betonung der seelischen Eigenart und damit Eigengesetzlichkeit der verschiedenen Stufen des Jugendalters und die Forderung ihrer entsprechenden Berücksichtigung im Deutschunterricht. Jeder Deutschlehrer, der sich mit dieser Schrift auseinandersetzt, wird Nutzen und Anregung daraus schöpfen.

P. K. S.

Siegfried Behn, Philosophie der Werte. Verlag Kösel-Pustet. München 1930.

Von dem grosszügigen Unternehmen „Handbuch der Erziehungswissenschaft“ ist nun bereits der zweite Teil „Grundwissenschaften der Pädagogik“ in Angriff genommen durch den hier genannten 1. Bd. Der Verfasser ist dem eigentlichen Zweck dieses Teiles, den er selbst als „Präambula der Pädagogik“ bezeichnet, äusserst konsequent geblieben: er behandelt lediglich das theoretische Wertproblem. Auf dessen Ergebnisse kann sich dann erst die Pädagogik selbst, die Wertverwirklichung, aufbauen. Die wesentliche Seinsart des Wertes findet der Verfasser im „Beruhnen“. Während die modernen Werttheoretiker sonst gewöhnlich von der Geltung des Wertes sprechen und ihn so mit dem Gut zusammenwerfen, so beruht hier der Wert — und das entspricht der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes — auf einem Gute, d. h. die Einsicht in den Wert eines Dinges hängt ab von dessen Güte oder Vollkommenheit. Da Behn mit gutem Recht vier Urgüter nachweist: Sachen, Kunstgebilde, Leben, Personen, so beruhen darauf auch vier Urwerte: das Nütz-

liche, Schöne, Edle, Heilige. Dabei sind wir dem Verfasser zu besonderem Dank verpflichtet für die Läuterung des Begriffs des „Heiligen“, das auf nichtkatholischer Seite gewöhnlich auf eine irrationale Scheu vor „machtgeladenen“, zauberächtigen Gegenständen zurückgeführt wird. Behn lässt den Wert des Heiligen auf dem Gute der sittlichen Vollkommenheit beruhen, so dass es durch die allgemeine sittliche Ertüchtigung des Menschen verwirklicht wird.

Freilich ist mit der Kenntnis der Güter deren Wert noch nicht endgültig entschieden; er erhält vielmehr erst durch die Einordnung der Güter in ein bestimmtes Weltbild, in die metaphysische Weltanschauung; je nach dessen Beschaffenheit werden die Güter anders „gewertet“. So hat für einen materialistischen Utilitaristen der Wert der Heiligkeit nicht viel Sinn, weil er jeden Wert nur unter dem Gesichtspunkt seines praktischen Nutzens beurteilt, usw. Darin liegt die vollständige Heteronomie der Werte. Freilich gehört die Begründung der Weltanschauung nicht in die vorliegende Arbeit hinein, weshalb der Verfasser dafür auf die einschlägigen Disziplinen verweist. Aber er wendet doch der katholischen Lehre besondere Aufmerksamkeit zu. In ihr kann der höchste Wert nur in der Heiligkeit Gottes liegen. Die Erziehung im katholischen Sinne hat daher die Aufgabe, den Heilheitswert in den Zöglingen nach Kräften zu verwirklichen, „leibhaftig“ zu machen. Der Erzieher hat seinen Pflegebefohlenen den Wertreichtum der eigenen Persönlichkeit und die wertvollsten Menschen der Geschichte: die Heiligen, Christus, vorzustellen. Nur durch Hinweis auf diese „exemplarischen Vorbildpersönlichkeiten“ kann er erzieherisch wirksam werden, während das blosse „Reden von Werten“ ohne die „Fülle anschaulich vorgestellten Lebens“ unfruchtbare bleibt. Das Ziel der Erziehung in diesem Sinne ist daher die möglichste Annäherung des eignen Personenwertes an den Heilheitswert des dreieinigen Gottes.

Die Schreibweise des Verfassers ist lapidar, von moderner Knappeit und Sachlichkeit. Wer mit den bestehenden Werttheorien noch weniger bekannt ist, wird daher in der Lektüre einige Schwierigkeiten finden. Er lasse sich dadurch nicht abschrecken; denn das Buch ist für jeden eine Fundgrube anregender Gedanken und eine solide Grundlage für eine zweckeingestellte Pädagogik. Mögen einige Einzelheiten, wie die Einteilung der Werte, nach wie vor problematisch bleiben, mag mancher ein direktes Eingehen auf die eigentliche Pädagogik wünschen, so bleibt das Buch doch ein Standardwerk der Wertlehre und sollte niemandem fehlen, der eine tiefere Einsicht in den Fundamentbau der Pädagogik erstrebt.

Dr. P. S. H.

Bénédict, Deutsch. 2. Buch. Verlag Pro Schola, Lausanne.

Das 2. Buch Deutsch von Bénédict ist eine Einführung in das Deutsch des Alltages. Das Werk wird, sofern sich der Schüler den Inhalt des ersten Buches angeeignet hat, zweifellos gute Dienste tun. Vom Lehrer verlangt das Lehrmittel unbedingte Beherrschung der deutschen Sprache in Grammatik sowie des Wortschatzes, wie auch durchgreifende Kenntnis des Buches, vor allem der schon durchgenommenen Stoffe, um die Einübung des Wortschatzes auf das bereits Durchgenommene aufbauen zu können. Ich zweifle nicht, dass der richtige Lehrer mit diesem Buche seinen Schülern manche interessante und lehrreiche Stunde bereiten wird. Das Bestreben, wie es sich laut Vorwort der dritte Abschnitt jeder Lektion zum Ziele setzt, ist unbedingt anzuerkennen und zu unterstützen.

J. R.

Philippe Quinche, Mon deuxième livre de français. Verlag Francke A.-G., Bern.

Das Buch zu durchgehen, war mir wirklich eine Freude. „Medio tutissimus ibis, der gesunde Mittelweg ist der beste“, scheint der Leitgedanke gewesen zu sein, auf dem die bernische Fachkonferenz das Buch aufgebaut hat, und hiezu ist ihr nur zu gratulieren. Das gesunde grundlegende Alte hat sich friedlich zum praktischen Neuen gestellt. Der grammatische Teil hat wieder die gebührende Berücksichtigung, die Uebersetzung aus dem Deutschen ins Französische wieder Eingang gefunden, wozu nochmals zu gratulieren ist. Dabei findet auch die direkte Methode einen Platz an der Sonne und hat Gelegenheit, sich in den praktischen und zugleich zum Gemüte sprechenden Lesestücken zu tummeln.

J. R.



MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCHE-HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTLEITUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT. Mittelschule und Beruf — Die beiden Horaz-Oden an Qu. Aelius Lam a — Hatte das griechische Thea' er neben der Orchestra eine besondere Bühne für die Schauspieler? — Bücherecke.

Mittelschule und Beruf

Dr. P. Karl Schmid, Rektor, Engelberg.

Berufsfragen begegnen in letzter Zeit einem immer steigenden Interesse aller direkt oder indirekt beteiligten Kreise. Mehr und mehr gilt dies auch von den akademischen Berufen. Die auf sie vorbereitenden grossen Mittelschulen in unsern Kantonshauptorten besitzen vielfach einen eigenen Lehrer, der nahezu hauptamtlich als Berufsberater tätig ist. (Vergl. das Referat von Dr. Henneberger, Basel, „Aus der Praxis der akademischen Berufsberatung“, an der Jahresversammlung des Vereins Schweizerischer Gymnasiallehrer, Engelberg, 1926. Jahrbuch S. 17—31). Dazu kommt noch das tätige Interesse und die wertvolle Mitarbeit der einzelnen Berufsverbände, vorab freilich der technischen und kaufmännischen mit ihrem zum Teil breit angelegten und gut organisierten Berufsberatungsstellen, oft verbunden mit dem Obligatorium der psycho-technischen Eignungsprüfung. Diese letztere ist übrigens in einzelnen Kantonen wie Genf und m. W. auch Neuenburg bereits staatlich allgemein eingeführt, so dass sämtliche Schüler der obersten Primarklasse sie gegen kleines Entgelt der Eltern durchmachen.

Gewiss wird es keinem Einsichtigen einfalleu, Wert und Bedeutung aller Hilfen der Berufsberatung gerade für den akademischen Nachwuchs zu leugnen. Wenn der angehende Akademiker diesbezüglich heute besser daran ist, und wenn Staat, berufliche, erzieherische und katholische Organisationen alles tun, dass er morgen noch reicher mit solchen Hilfen umgeben sei, so soll das dankbar als Fortschritt und Wohltat anerkannt sein. Und wenn die Berufsberatung und Eignungsprüfung des abgehenden Primarschülers bereits imstande ist, oft ungeeignete Kräfte trotz väterlichem oder mütterlichem Wunsch vom Gymnasialstudium fernzuhalten und damit diesen Knaben selbst, wie auch ihren Lehrern und Mitschülern viel zu ersparen an Zeit- und Müheaufwand, so verdient das gewiss Anerkennung und Dank aller Interessierten.

Allein anderseits darf das berechtigte und gewiss nötige Interesse an der Berufsberatung nicht zu deren Überbetonung führen, darf man vor allem nicht die Berufswahl als das allein Wichtige und ausschlaggebende hinstellen. Denn mit der Wahl ist es noch nicht getan. Ebenso entscheidend für den jungen Menschen selbst, wie alle, denen er in seinem Berufe begegnen wird, ist die Auffassung, die er von seinem Beruf hat, das Ethos, das er an seinen Beruf heranbringt. Ja, dieses ist unbedingt bedeutungsvoller und folgeschwerer als die Wahl selbst. Das erhellt schon aus der einfachen Erwägung, dass selbst eine verfehlte Wahl durch eine rechte Auffassung und Einstellung wieder gut gemacht, wenigstens in den einigermassen wesentlichen Punkten aufgewogen werden kann, während eine rechte Wahl mit nachfolgender verfehlter Einstellung ein unausweichliches Fiasko bedeutet, mag sich dieses dann bald als solches offenbaren oder nicht.

Darum ist es sehr wertvoll, dass die Instanzen und Stellen, die sich vom katholisch-sozialen, staatlichen oder

beruflichen Standpunkt aus mit Berufsberatung und verwandten Fragen befassen, von Anfang an wenigstens in etwa es auch als ihre Aufgabe erkannten, den Anwärtern die richtige Auffassung des für sie passenden Berufes zu vermitteln. Und erfreulicherweise kann man beobachten, dass diese Strömung der vermehrten Förderung und Pflege eines rechten Berufsethos in der Gegenwart gerade in akademischen Kreisen des Katholizismus mehr und mehr Interesse findet. Man denke z. B. an die katholischen Aerzte-Vereinigungen in den Ländern romanischer Zunge, vor allem an die Société médicale de S. Luc in Frankreich mit dem Ziele der Pflege einer katholischen Berufsauffassung, dem Ausbau der Berufsmoral vom katholischen Standpunkt aus und der Erziehung des beruflichen Nachwuchses zu einem wirklich katholischen Aerztestand.

In diesem Zusammenhang muss auch das noch bescheidene, aber trotzdem sehr verdienstvolle Unternehmen unserer katholischen Universität Freiburg erwähnt werden, die auf Wunsch der Aktivitas im vergangenen Winter einzelne Sondervorlesungen über die Berufsmoral der einzelnen akademischen Berufe hielt.

Und der deutsche und österreichische katholische Akademikerverband wählte „Das katholische Berufethos“ zum Gegenstand seiner Salzburger Akademikerwoche vom vergangenen September. Die dortigen Referate sind nun, in zum Teil erweiterter Form, als schmucke Einzelbändchen bei Haas u. Grabherr in Augsburg erschienen unter den Titeln: Hildebrand, Das katholische Berufethos; Alters, Christus und der Arzt; Gurian, Der katholische Publizist; Landmesser, Unternehmer und Arbeiter; Marx, Christus, das Recht und der Richter.

Eine ethische Berufsauffassung wird, vor allem, wenn sie das volle Licht der christlichen Weltanschauung darauf fallen lässt, den Beruf überhaupt und den akademischen ganz besonders heben und veredeln. Denn wenn man vom Berufsethos redet, so darf man nicht zuerst und nicht zumeist an die Schranken denken, die die kathol. Moral bei aller Wahrung der relativen Eigengesetzlichkeit der einzelnen Berufe dem Arzte, dem Kaufmann, dem Richter usw. zieht, welche Schranken übrigens nur auf den ersten Blick als Hemmungen erscheinen, dem tiefer Dringenden sich jedoch sofort auch vom Berufsstandpunkte aus als wertvolle Sicherungen erweisen.

Wertvoller und primärer ist aber eine andere Beziehung von Moral und Beruf: Die Einordnung des einzelnen Berufes in einen grossen Lebenszusammenhang, besser in die grosse Lebensordnung des Menschen und der Menschheit, wie sie die katholische Moral in sich birgt und mit sich bringt.

Gewiss verliert dadurch der Beruf seine Absolutheit, mit der er oft auftritt, verliert vielleicht auch vieles von seinem oft fast despatisch dominierenden Charakter über seinen Träger, dessen Kraft und Zeit. Aber das ist kein Unglück. Damit ist vielmehr die geistige Bahn wieder frei gemacht zur Erkenntnis und Anerkennung einer elementaren Wahrheit, die heute in weitesten, auch in katholischen Kreisen theoretisch und vor allem praktisch viel zu sehr übersehen wird: dass nämlich der Mensch

nicht nur und nicht erst damit einen Beruf zu erfüllen hat, dass er z. B. Arzt oder Lehrer oder auch Priester ist, dass vielmehr sein *erster und wichtigster Beruf* der ist, *Mensch und Christ* zu sein.

Ein grosses Verdienst der Akademikertagung in Salzburg liegt nun darin, dass sie diesen wesentlichen Beruf des Christenmenschen zum ersten Thema ihrer Besprechungen gemacht hat. Und Verdienst des Referenten, Professor Dietr. v. Hildebrand aus München ist es, diesen Beruf gebührend hervorgekehrt und die Einzelberufe als sekundäre diesem primären ein— und untergeordnet zu haben. Hildebrand sagt zwar damit etwas, das an sich sicher zu den Binsenwahrheiten gehört. Wenn es aber der heutigen Zeit keine Selbstverständlichkeit mehr ist, so verrät sie damit bloss, dass ihre Mentalität einseitig und exzentrisch ist. Man beachtet ganz allgemein und damit auch in unserer Frage zu sehr das Spezifische und Unterscheidende und lässt darob das Gemeinsame und Einende zu sehr zurücktreten. Damit nimmt der Beruf im heutigen Existenzkampfe tatsächlich fast das ganze Leben seines Trägers in Beschlag und tritt bei der übertriebenen und absoluten Eigengesetzlichkeit, die er sich heute vielfach, wenn auch zu Unrecht vindiziert, mit dem Ansprache auf, allein das Leben auszufüllen. Man beachte bloss die heute üblichen Würdigungen eines eben abgeschlossenen Lebens. Die Berufswirksamkeit bildet meist den alleinigen substanzialen Teil. Was ein Mann dann „überdies“ noch „als Mensch“ gewesen, dessen gedankt man gewöhnlich nur nebenbei „auch noch“. Aber wie es dem Menschen heute geht, wenn er sein Leben lebt, so geht es ihm, wenn er anderer Leben würdigt: Er will oder muss sein Leben mit der Erfüllung seines Sonderberufes ausfüllen und „alle menschlichen Beziehungen, Ehe, Freundschaft, sind bloss Umrahmungen des Lebens im Vergleich zum Berufe“ (Hildebrand 10).

Damit hängt übrigens noch eine weitere Verschiebung des geistigen Blickpunktes von heute zusammen; es ist der Primat des Tätigseins, vielmehr der Leistung über das Sein. Nicht darnach fragt man heute zuerst, was einer absolut, als Mensch ist, sondern was er kann, wie tüchtig für eine ganz bestimmte Leistung in Politik, Wissenschaft, Kunst, oder — Sport. Diese spezifische Leistungsfähigkeit, und dazu oft noch auf sehr peripheren und untergeordneten Gebieten des menschlichen Seins und Lebens, ist heute der Wertmaßstab des Menschenseins.

Und doch ergibt sich vom katholischen Standpunkte aus, wie ihn philosophia perennis und Offenbarung einnehmen, eine ganz andere Einstellung und Bewertung. Diese an sich so alten Wahrheiten knapp und scharf umrissen ins Licht gerückt zu haben, das ist m. E. das Hauptverdienst Hildebrands. Das Wesentlichste sei darum kurz skizzirt:

„Das Ethos, das alle Berufe durchsetzen soll und das wir als das katholische Berufethos bezeichnen können, ist vor allem in dem klaren Bewusstsein gegeben, dass vor und über allen Berufen im engeren Sinne des Wortes der eine primäre Beruf steht, der allen Menschen gemeinsam ist, . . . Abbildung von Gottes Wesen zu sein, . . . sich bewusst auf Gott zu richten, frei ihm gegenüber Stellung zu nehmen . . . und in der übernatürlichen Erhöhung durch Gott teilzunehmen am übernatürlichen Leben der hlst. Dreifaltigkeit (5f). . . . Es kann heute nicht genug betont werden, dass jeder Mensch davon durchdrungen sein muss, dass er primär nur diesen einen allen gemeinsamen Beruf hat, dem gegenüber alle anderen Berufe sekundär sind (7). Denn das Sein der Person selbst ist kosmisch wichtiger als alle apersonalen Güter, die sie zu schaffen fähig und berufen ist. Und nicht nach der Tüchtigkeit wird die Person primär ge-

richtet werden, nicht ihre Tauglichkeit zur Erzeugung irgendwelcher apersonaler Güter ist die Kardinalfrage für sie, sondern ihre Tugenden, ihre Heiligkeit, was sie selbst ist, welche personalen Werte sie realisiert, vor allem in wie weit Christus in ihr nachgebildet wird, wie weit sie sagen kann: Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir (11). . . . Es ist endlich an der Zeit, sich ein für allemal klar zu machen, dass nicht irgend eine noch so ausgedehnte Wirksamkeit, irgendwelche noch so grosse „Wirkungen“, die in die Oeffentlichkeit hinaustrahlen, die volle Realität darstellen, auf die es primär ankommt, sondern das Sein der Person selbst — ihr Erkennen und Lieben, die Konformität ihres Wollens mit dem Willen Gottes — das göttliche Leben, das ungehemmt in der Person sich entfalten kann (12). . . . Und das wahre Wesen dieses personalen Seins, das doch so den unbedingten Vorzug besitzt vor allen ‚objektiven Leistungen‘, ist Hingabe an Gott . . . den Inbegriff aller Werte (13). Denn in dieser gebührenden Antwort auf die Wertewelt wird auch die Person selbst zugleich selbst Träger von Werten . . . Sie wird das, was sie anbetet . . . Und sie verherrlicht Gott nicht nur in dem Wort der Anbetung, das sie zu ihm spricht, sondern auch durch das wertvolle Sein, das sich in dieser Anbetung konstituiert (15) . . . Klar und eindeutig muss in jedem dieses Bewusstsein des primären Berufes leben, von hier aus muss er geformt und getragen werden, hier muss die Quelle alles wahren Ernstes (Ernst des Lebens!) für ihn liegen. Von diesem primären Berufsbewusstsein aus, in der ständigen Vergegenwärtigung des Wortes Christi, „Martha, Martha, du machst dir Sorge und bekümmerst dich um sehr viele Dinge; nur eines ist notwendig“ — kann auch allein der Beruf im engeren Sinne das wahre Ethos erhalten (13).“

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Horaz-Oden an Qu. Aelius Lamia

(I 26 und III 17).

Eduard v. Tunk, Immensee.

Im Eingang des 14. Briefes des ersten Epistelbuches findet sich Horaz, der gerne auf sein Landgut wollte, in Rom zurückgehalten durch freundschaftliche Verpflichtung, da er Lamia trösten muss über den Verlust seines innig geliebten Bruders:

me (quamvis) Lamiae pietas et cura moratur,
fratrem maerentis, rapto de fratre dolentis
insolabititer. . . . (Vers 6—8 Anfang).

Es kann kein Zweifel bestehen, dass der hier genannte Lamia zugleich der Adressat der Oden I 26 und III 17 ist. In der Tat, so wie sich in den eben zitierten Versen Lamia recht untröstlich zeigt ob des Todes seines Bruders, so ist auch der Lamia des carmen I 26 ein offenbar recht melancholischer, trüben Stimmungen leicht zugänglicher Mensch. Vielleicht hatte er — wir können das vermuten, weil die Lamiae zu den römischen equites, also zum Geldadel gehörten — im fernen Osten, der politisch stets etwas unruhig war, Gelder angelegt, die er nun bedroht sieht, weil Wetterwolken am politischen Himmel aufsteigen. Ihm über die schwierige Lage hinwegzuhelpfen, erinnert ihn Horaz an ein zweites Interesse, dem das empfängliche Herz seines Freundes gewidmet ist, an die Poesie. Wir werden ja kaum glauben, dass die Verse des Lamia allgemeinere Beachtung gefunden haben; um so menschlicher erscheint uns der vates Horatius, der, was ihm Beruf ist, dem anderen als Zeitvertreib gerne gönnt und nicht verächtlich auf den blossen Verseschmied herabschaut und ihn belächelt. So wird dieses Gedicht, das für sich genommen gewiss nicht zu den besten des Dichters zählt, ein erfreulicher Beitrag zur Erforschung der

Persönlichkeit seines Verfassers. Dass zu diesem allgemeinen Anlass — die Sorge wegen der Wirren im Orient — noch ein besonderer hinzutreten war, verraten uns die Verse 9—10 (nil sine te mei / prosunt honores), aber wir werden das besondere Fest, an dem Horaz den Freund feiern will, schwerlich ergründen.

Deutlicher dagegen gibt die zweite Lamia-Ode ihre Veranlassung an. Dort lesen wir in den Versen 14—15 *cras Genium mero / curabis*. Das deutet doch wohl eindeutig auf den „morgigen Geburtstag“, zumindest erlaubt uns diese Stelle eine derartige Deutung. Der scherhafte Ton des ganzen Gedichtes zeigt ferner, dass die Freundschaft zwischen diesen beiden Männern über eine konventionelle *necessitas* hinausgeraten sein muss, sonst wäre es kaum denkbar, dass sich der Empfänger dieses Glückwunschkreibens — da aber eine eigentliche Gratulation nicht vorliegt, darf man wohl auch das Poem als Selbst-einladung zum kommenden Festtag deuten — als Nachkomme des alten Menschenfressers Lamos anreden liesse. Ob diese Genealogie irgend eine Begründung in genealogischen Forschungen des Lamia findet — damals war ja dergleichen hohe Mode — oder Horazens plötzlicher Einfall ist, lässt sich nicht mehr ausmachen. Aber wir dürfen, wie dem sonst auch immer sei, die Durchführung dieses Motivs und die feine Darstellung der veränderten Lage in der Gegenwart ein wenig verfolgen.

Nach ältester Familientradition sowie nach den amtlichen Notizen des Hof- und Staatskalenders führen die Lamiae — nach Horazens Erfindung — ihren Stammbaum zurück bis auf den uralten, sagenhaften Menschenfresser — das wird in Worten nicht ausgedrückt, aber es gibt in der Mythologie nur einen Lamos, den in der Odyssee (x 81) erwähnten Laistrygonenkönig, und der war eben *anthropophag* — qui Formiarum moenia dicitur / *princeps et innantem Marciae / litoribus tenuisse Lirim, / late tyrannus* (Vers 6—9 Mitte). Diese Worte zaubern uns vor das geistige Auge eine mächtige Burg am Meerestrand, als Besitz eines weithin gebietenden grossmächtigen Herrn; auf den Zinnen stehen zweifellos Wächter, die Blicke gerichtet über die hohe See, die Schiffe zu erspähen, die herannahen könnten, sie rechtzeitig zu signalisieren, auf dass die hiezu Bestellten sie überfielen und dann mit reicher Beute heimkehren, um die Schatzkammern sowohl wie den Magen ihres Gebieters zu füllen. Besonders günstig mochten zu diesem Zwecke Sturm- und Regenzeiten sein, in denen den ahnungslosen Seefahrern jede Küste gastlich erscheint; vielleicht nahen sie sich selbst und müssen gar nicht von den Seeräubern gekapert werden.

Wie ist das doch alles anders geworden! Der Regenvogel kündet Sturm und Unwetter, die uralte Krähe — vielleicht hat sie noch das frühere Treiben an der Liris-mündung gesehen, denn wenn Hesiod den Krähen ein neunmal so langes Leben wie den Menschen zuschreibt, so kann der schalkhafte Dichter diese Lebenszeit noch bedeutend und nach Belieben und Bedarf verlängern — ist an die Stelle der Turmwächter getreten, und ihr Ruf lässt nicht mehr denken an Kampf und Streit, an Ueberfall, Mord und Raub, sondern mahnt nur dazu, eine andere Beute rechtzeitig heimzubringen, trockenes Holz, damit am Festtag der Kamin nicht übermäßig raucht und der Braten zur rechten Zeit weich wird.

Am Festtag! Wenn der alte Lamos Geburtstag feierte, da hatten wohl seine Untertanen mehr zu tun denn je, und das Opfer, das er darbrachte, galt wohl „keinen Göttern sonst, und hier / dem allerhöchsten Gotte, meinem Bauch“, wie Polypen, der andere bekannte Menschenfresser sich auszudrücken geruht (Euripides, Kyklop 334/5, übers. v. Wilamowitz), und bestand aus erwachsenen Menschen. Auch darin hat sich viel, ja alles geändert:

das Mahl besteht am Geburtstage Lamias aus einem zwei Monate alten Ferkel, die Dienerschaft hat frei und schmaust mit ihrem Hausvater, und das Opfer wird, wenn auch letzten Endes dem eigenen Magen, so doch der Idee nach dem Schutzgott des Geburtstagskindes dargebracht. Nur eines ist gleichgeblieben: *mero curabis Genium*, sagt Horaz, mit ungemischtem Wein hat wohl auch Lamos sein reichliches Mahl hinuntergespült (wie's der Kyklop getan hat).

Hatte das griechische Theater neben der Orchestra eine besondere Bühne für die Schauspieler?*)

Früher nahm man im altgriechischen Theater allgemein ein besonderes, etwa 3 Meter über der Orchestra liegendes Podium als gewöhnlichen Standplatz der Schauspieler an. Man stützte sich dabei in erster Linie auf die Angabe des römischen Architekten Vitruv (Ende des 1. Jahrhunderts vor Christus), dass eine solche Bühne im *theatrum Graecorum* vorhanden sei und für die skenischen Aufführungen als Spielplatz diene. Schon vor fast 50 Jahren habe ich dagegen auf Grund meiner Untersuchung der damals ausgegrabenen alten Theater von Athen und Epidauros die Unrichtigkeit dieser Lehre nachgewiesen und die These aufgestellt, dass das griechische Theater niemals eine besondere Bühne für die Schauspieler gehabt haben könnte und dass die Orchestra stets der gemeinsame Spielplatz des Chores und der Schauspieler gewesen sei. Neben jenen beiden Theatern, die zum ersten Male eine kreisrunde Orchestra als Zentrum der Anlage aufwiesen, hatten die Nachrichten der griechischen Schriftsteller über das Theater und namentlich die erhaltenen altgriechischen Dramen selbst mich davon überzeugt. Erst in römischer Zeit, so liess sich zeigen, waren in mehreren griechischen Theatern erhöhte Bühnen gebaut worden, wie sie in Italien als Ausweis alter Vasenbilder schon Jahrhunderte vorher üblich waren.

Meine neue Lehre, die anfangs heftigen Widerspruch fand, wurde für die ältere griechische Zeit bald allgemein angenommen; aber für die spätere griechische Zeit, für das 3. bis 1. Jahrhundert, glaubten fast alle Archäologen an einer hohen Bühne festhalten zu müssen. Sie beriefen sich auf die Tatsache, dass in allen Theatern jener Zeit vor der Skene ein hoher Vorbau mit einem schmalen Podium darüber vorhanden ist, der sich neben der kreisrunden Orchestra erhebt und der von Vitruv geschilderten Bühne sehr ähnlich ist. Dieser Vorbau, für den der alte Name *προσκενίον* inschriftlich gesichert ist, kann aber unmöglich als gewöhnlicher Standplatz der Schauspieler in Betracht kommen:

Erstens bedeutet der Name Proskenion ebenso die Vorhalle oder Fassade der Skene, wie der Pronaos die Vorhalle des Naos bildet. Zweitens ist die Vorderwand des Proskenions stets mit Säulen oder Halbsäulen geschmückt, zwischen denen Türen und Tafelgemälde angebracht waren. Sie hat daher augenscheinlich den Hintergrund für das in der Orchestra sattfindende Spiel gebildet, nicht aber die Vorderwand einer Bühne. Denn es wäre künstlerisch widersinnig, die Wand unter einem Podium, das den Erdboden darstellen soll, mit Säulen zu schmücken. Drittens war die Oberwand der Skene über dem Proskenion nicht mit Säulen geschmückt, sondern bestand aus einfachen Pfeilern mit grossen Türöffnungen dazwischen, die mit hölzernen Torflügeln geschlossen waren. Diese Oberwand kann unmöglich, wie viele Gelehrte behaupten, den Spielhintergrund gebildet haben, weil sie in diesem

*) Wilhelm Dörnfeld in „Forschungen und Fortschritte“. 6. Jg. (1930). Heft 27, S. 345 (Berlin N. W. 7. Unter den Linden. 38).

Falle mit bemalten Holztafeln anstatt mit Torflügeln ausgestattet gewesen sein müsste. Die grossen Toröffnungen waren vorhanden, damit die Götter auf der Flugmaschine durch sie aus dem Obergeschoss hervorkommen konnten, um auf dem Podium über dem Proskenion, dem Theologeon, zu erscheinen. Viertens sind die Säulen des römischen Theaters, vor denen die Schauspieler auftraten, augenscheinlich dieselben Säulen, die im hellenistischen Theater das als Hintergrund des Spiels dienende Proskenion schmückten. Beide bildeten die Fassade der Skene, und beide trugen den Namen Proskenion.

Trotz dieser und anderer Beweise war es mir bis vor kurzem nicht gelungen, meine Gegner von dem bühnenlosen Spiel in der Orchestra des hellenistischen Theaters zu überzeugen. Die neuesten Untersuchungen in den Theatern von Athen, Pergamon und Sparta haben jedoch meines Erachtens die Bühnenfrage endlich gelöst:

Erstens ist nachzuweisen, dass in Athen im 5. Jahrhundert ein hölzernes Skenengebäude bestanden hat, das eine ähnliche Bauart und Gestalt hatte wie die in Pergamon noch für das 3. Jahrh. nachweisbare hölzerne Skene, die noch keine Bühne hatte. Sie war in Pergamon aus bestimmten Gründen noch beibehalten worden, als an den meisten andern Orten schon steinerne Skenen oder Proskenien erbaut worden waren. Zweitens hat es in Athen zur Zeit des Kaisers Nero und auch in Sparta in der frührömischen Periode noch keinerlei erhöhte Bühne für die Schauspieler gegeben. Denn an beiden Orten reichte das etwa 5 Meter hohe, aus Säulen bestehende römische Proskenion bis zum Boden der Orchestra hinab, so dass das gleichzeitige Bestehen irgendeiner Bühne ausgeschlossen ist. In Athen lässt sich dieser wichtige Tatbestand an den Ruinen mit Sicherheit nachweisen; in Sparta ist er sogar noch tatsächlich zu sehen. In beiden Theatern sind erst in spätromischer Zeit niedrige Bühnen gebaut worden, durch die nur die Postamente der frührömischen Proskenion-Säulen verdeckt wurden, in Athen sogar erst im 5. Jahrhundert n. Ch.

Die Bühnenfrage des griechischen Theaters ist damit endgültig zu meinen Gunsten entschieden. Die drei antiken Schriftsteller, auf die sich meine Gegner bisher zu berufen pflegten, kommen jetzt als Zeugen für eine Bühne im griechischen Theater nicht mehr in Betracht: Vitruv (V 7) spricht gar nicht vom hellenistischen oder altgriechischen Theater, sondern von dem zu seiner Zeit in Rom bestehenden Pompeius-Theater, das zwar dem griechischen Theater von Mytilene auf Lesbos nachgebildet, aber zu einem römischen Bühnentheater umgebaut worden war. Die beiden andern Zeugen, Pollux und Plutarch, sprechen dagegen vom griechischen bühnenlosen Theater, nämlich vom athenischen Theater des Kaisers Nero, das zu ihrer Zeit, im 2. Jahrhundert n. Chr., noch keine Bühne hatte. Wir müssen also die Frage unserer Ueberschrift dahin beantworten, dass das griechische Theater niemals eine besondere Bühne für die Schauspieler gehabt hat. Seine runde Orchestra ist bis zur spätromischen Zeit der Spielplatz des Chores und der Schauspieler geblieben.

Bücherecke

Rösch, Dr. P. Konstantin, O. M. Cap. Das neue Testament, übersetzt und kurz erläutert. 194.—210. Tausend. 8°. Ganzleinen. 601 S. mit 4 Karten und einer Tempelskizze. M. 1.80. (von 28 Exemplaren weg à M. 1.75; von 50 Exemplaren weg à M. 1.70; von 100 Exemplaren weg à M. 1.65). Verlag Schöningh, Paderborn, 1931.

Vorliegendes Büchlein erfüllt alle berechtigten Wünsche, die an eine Taschenausgabe gestellt werden können; es ist sehr handlich, sehr gefällig, sehr solid gebunden und sehr sauber gedruckt. Ausserdem zeichnet es sich aus durch ein ausführ-

liches Namen- und Sachregister, gut orientierende Karten, knappe, aber substantielle Erläuterungen und, was das wichtigste ist, eine geradezu mustergültig deutsche und genaue Uebersetzung. Religionslehrer, Seelsorger, Vereinsleiter und Pädagogen sollten im eigenen Interesse auf weiteste Verbreitung dieses zugleich äusserst preiswerten Werkes bedacht sein.

Hans und Grete. Zwölftausend Vornamen erklärt von Dr. Ernst Wasserzieher. 6. verm. und verb. Aufl. von Dr. Paul Herthum. 21.—25. Tausend. M. 1.50. Verlag Dümmler, Berlin SW 68 und Bonn. 1931.

Die Neuauflage ist sorgfältig revidiert und in vielen Punkten ergänzt worden. Sie verdient daher die früheren Empfehlungen in erhöhtem Masse. Aber auch unser wiederholt geäußerter Wunsch nach besserer Zusammenfassung des Stoffes, evtl. einem alphabetischen Gesamtregister drängt sich mit jeder Neuauflage vermehrt auf. Die umfangreichen Anhänge stellen an die Geduld des Lesers eine immer grössere Probe. R. L.

Ammon, Dr. H. Geschichte der deutschen Sprache in Frage und Antwort. Teil I.: Gotisch, Althochdeutsch, Altsächsisch. 2. durchges. und verm. Auflage. M. 1.90, geb. M. 2.90. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn. 1931.

Unsere Lehrpläne gewähren der deutschen Sprachgeschichte einen zu beschränkten Raum, als dass wir dieses gediegene, anregende Werk als Schulbuch empfehlen könnten. Aber dem Lehrer, der den Anforderungen seines Berufes gerecht werden will, wie jedem Freund der Deutschkunde, der sich die Entwicklung seiner Muttersprache veranschaulichen möchte, wird es eine tüchtige Hilfe sein. Besonders wertvoll für jeden Deutschlehrer ist auch die ausführliche, nach praktischen Gesichtspunkten aufgestellte Bücherkunde am Schluss des Werkes. R. L.

Plate, Geschichte der gotischen Literatur (Dümmlers philosophische Hilfsbücher). M. 2.80. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn 1931.

Auch dieses Buch wird bei uns kaum je dem praktischen Unterricht zugrunde gelegt werden: umso wärmer sei es dem Studium der Fachlehrer empfohlen. Nach einem kürzern Überblick über die Geschichte der Goten bespricht es die weltliche und geistliche Literatur dieses Germanenstammes. Vor allem, wird Wulfila und sein Werk an Hand aller erfassbaren Quellen ausführlich gewürdigt. Weitere Abschnitte behandeln die Skeireins und die unliterarischen Sprachreste. Die Darstellung ist bei aller Wissenschaftlichkeit stets ansprechend und anregend. R. L.

Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller:

Nr. 118: **Sienkiewicz, Quo Vadis?** 167 S., M. 0.90.

Nr. 119: **Grimmelshausen, Simplizissimus.** 239 S. mit 8 Bildern. M. 1.20.

Die Schulausgabe des Quo Vadis?, besorgt von Ernst Bräutigam, stützt sich auf die gute Uebersetzung von S. Goldenring und beschränkt sich auf die Stücke, die für das Verständnis des Ganges der Erzählung erforderlich sind (Vinicius-Lygia Handlung), oder die von besonderem kulturgeschichtlichen Werte sind (Brand Roms, In der Arena, Lebensende der Apostelfürsten). Sie ist knapp, aber ausreichend kommentiert.

„Simplizissimus“, herausgegeben von Gerhards, bringt eine glückliche Auswahl, die mit Hilfe des verbindenden Kleindrucks ein organisches Gesamtbild vermittelt. Verschiedene Derbheiten sind ausgemerzt, doch ging der Herausgeber nicht so weit, dass er vom Dichter und seiner Zeit ein unwahres Bild vorstauschte. Die Einleitung ist sehr gehaltvoll, der Kommentar genügend.

Beide Neuerscheinungen bilden eine wertvolle Bereicherung der rühmlich bekannten Sammlung und dürfen für Schulzwecke warm empfohlen werden. R. L.

Wer wahrhaft politischen Sinn sich erwerben will, der soll sich stählen in dem Stahlbad des klassischen Altertums, das das grösste theoretisch-politische Meisterwerk hervorgebracht hat, die „Politik“ des Aristoteles, vor der wir alle noch als Stümper stehen.

Heinrich von Treitschke.

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCHE - HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTLEITUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Mittelschule und Beruf — Antike Studentenverbindungen — Lukas als Rechtsgelehrter — Unterschied zwischen Zivilisation und Kultur — Makrokosmos und Mikrokosmos — Frühlingsknarren — Bücherecke.

Mittelschule und Beruf

Dr. P. Karl Schmid, Rektor, Engelberg.

(Fortsetzung).

Aus dem Bisherigen ergab sich kurz gesagt folgendes: Die akademische Berufswahl ist *wichtig und heute schwerer als früher*. Allein *wichtiger* noch ist die *richtige Berufsauffassung*; richtig ist aber nur jene Auffassung vom Sonderberuf, die ihn als *sekundären dem allgemeinen Beruf des Christenmenschen* als dem primären *nachstellt und positiv in ihn einordnet*. Von hier aus kann man genauer festlegen, was die *Mittelschule* im Dienste der Berufsberatung tun kann und soll und welche Bedeutung und Aufgabe ihr für die Berufseinstellung zufällt.

a) Die vermehrte Tätigkeit der Mittelschule im Dienste der *Berufsberatung* entstammt und entspricht einem sich geltend machenden Bedürfnis. Nicht bloss die Ueberfüllung einzelner, besonders der hergebrachten akademischen Berufe, erschweren die Wahl, sondern vor allem die Tatsache macht eine Beratung nötig, dass sich den Absolventen des Gymnasiums heute neben Theologie, Medizin und Jus viel mehr, und zwar ganz verschiedenartige Wahlmöglichkeiten darbieten. Und diesen neueren Berufen, wie z. B. einer leitenden Stelle im Bankfach, in einem grösseren kaufmännischen Unternehmen, in einer Regierungskanzlei, auf den verschiedenen Gebieten der mächtig aufstrebenden technischen Zweige steht der Abiturient nicht viel besser gegenüber als ein Grossstadtbum den verschiedenen gewerblichen und handwerklichen Berufen. Beide haben davon nur so vage Kenntnisse vom Hörensagen. Daraus resultiert an der Mittelschule das Bedürfnis nach sogenannter objektiver, oder sachlicher Berufsberatung, d. h. nach einer darlegenden Einführung in die einzelnen möglichen Berufe, in ihre Anforderungen an natürlichen Gaben, an Vorbildung usw., in ihre Existenzaussichten, ihre Freuden und Leiden etc. Gewiss gibt es darüber sogenannte Berufsbilder, Einzelbroschüren über die verschiedenen Berufe. Sie sind ja recht und bieten manches; aber sie sind und bleiben doch tot. Viel besser ist es jedenfalls, wenn sich ein Lehrer oder Leiter der Schule selbst durch Fühlungnahme mit geeigneten Berufsvertretern ins Bild zu setzen sucht und dann referierend darüber aufklärt. Der beste Fachmann und der geeignetste Referent ist und bleibt natürlich der erfahrene Praktiker, der mitten im Berufe steht, aber in ihm nicht untergegangen, nicht zum „Fachsimpel“ mit seinen grossen Scheuklappen geworden ist. Ist ein solcher gediegener Praktiker aus der eigenen oder einer verwandten Schule hervorgegangen, so kann er sein Referat erst recht praktisch gestalten. Und sollte er auch nur das gleiche sagen, wie ein eigener Lehrer, so weiss doch jedermann, dass es mehr „zieht“ und imponiert aus fremdem, „kompetentem“ Munde.

Solche orientierende Referate können u. E. im allgemeinen vor den drei bis vier obersten Klassen gleichzeitig gehalten werden und brauchen sich daher höchstens im Turnus von drei bis vier Jahren zu wiederholen. Selbstverständlich werden daran nicht nur die Schüler der erwähnten Klassen teilnehmen, sondern vor allem

auch die Lehrer und Seelenführer, die sich als Berater mit den einzelnen Studenten abgeben und mit ihnen dann in der Einzelbesprechung die subjektive oder persönliche Berufsberatung, was der und der nun tatsächlich werden soll, zu pflegen haben. Diese Berater werden sich den wesentlichen Inhalt des Gebotenen vielleicht noch ausführlicher merken als der Schüler und werden so imstande sein, es im gegebenen Fall, vielleicht nach ein bis zwei Jahren, dem Schüler wieder zu bieten, nachdem er nun grösseres persönliches Bedürfnis darnach fühlt. Das sind dann auch die gegebenen Instanzen, sich wo nötig von Berufsberatungsstellen (des Staates oder des Sekretariates des Ehrenmitgliederverbandes des St.-V. usw.) noch genauere Aufschlüsse und Ergänzungen zu verschaffen. Dass dabei ein Lehrer sich mehr mit den technischen Berufen abgibt, ein anderer mehr mit den juristischen, den philosophisch-philologischen usw., ist wohl selbstverständlich. Gerade auf diesem persönlichen Gebiete wird eine organische Arbeitsteilung und Zusammenarbeit des Lehrkörpers wohl am weitesten führen und dem berechtigten persönlichen Vertrauensverhältnis zwischen Lehrern und Schülern am ehesten gerecht werden. Denn diese persönliche Berufsberatung darf auf keinen Fall schablonisiert und bürokratisch zentralisiert werden. Das muss unbedingt vertrauliche Einzelseelsorge bleiben.

Damit ist freilich durchaus nicht ausgeschlossen, dass an die erwähnten orientierenden Referate auswärtiger Fachleute sich nicht bloss eine Diskussion im Schosse der ganzen Versammlung anschliesse, sondern vor allem auch eine private Aussprache einzelner mit dem Referenten. Eine solche wird in erster Linie benutzt werden von denen, die finden, etwas aus der besprochenen Berufsgruppe komme wahrscheinlich für sie in Frage. Da kann dann die Arbeit des Referates individuell appliziert und weiter geführt werden, kann vielleicht die Frage, ob diese Berufsgruppe in Frage komme, der Lösung nahe geführt werden, kann im bejahenden Falle wohl auch gleich näher bestimmt werden, welches konkrete Ziel z. B. an der Handels- oder technischen Hochschule nun ins Auge zu fassen sei.

Ein Beruf ist bisher nie berührt worden, der des Theologen, des Priesters oder Ordensmannes. Und es ist tatsächlich interessant, wie auch katholische Bestrebungen für vermehrte Berufsberatung von allen anderen Berufen reden und alle neu aufkommenden gebührend hervorheben, von diesem aber schweigen. Glaubt man, darüber seien die Leute ohnehin genügend im Bilde? Gewiss kennt jeder den Priester, weiss jeder Benediktiner- oder Kapuzinerschüler auch ungefähr Bescheid über die betreffenden Orden, was sie bieten und fordern. Aber anderseits ist doch der Theologenberuf objektiv der höchstherrschende und einfach unvergleichliche. Dazu kommt, dass durchschnittlich gut die Hälfte der Abiturienten unserer katholischen Internate ihn ergreifen. Also ist er objektiv und subjektiv sicher mindestens der gleichen Mühe und Aufmerksamkeit wert, die man denen widmet, auf die vielleicht pro Referat, d. h. pro Jahrviert kaum ein halbes Dutzend entfallen.

Ferner ist es doch zum mindesten interessant und des Nachdenkens wert, dass unsere unschlüssigen Maturi, deren Zahl doch nach Möglichkeit vermindert werden soll, zu drei Vierteln gerade vor der Alternative: Priester oder Laie, stehen. Sobald man sich überdies bei Einzelnen oder Gruppen etwas tiefer mit der Sachlage vertraut macht, wird man nicht selten beobachten, dass das vermeintliche Bescheidwissen um die Anforderungen des Priesterstandes nur sehr oben hin ging. Und mit dem Orientiertheit über das Ordensleben, über seine verschiedenen Formen und deren spezifische Eigenart ist es gewöhnlich noch weniger weit her. Einzelne Pflichten, wie z. B. den Zölibat, kennt man natürlich, andere, wie z. B. die Ausstattungsstücke des Charakters für die vita communis des Ordenslebens, werden gewöhnlich zu wenig gewürdiggt. So gibt es sicher manchen Benediktinerschüler, der während seines Studienganges vom benediktinischen Geiste unbewusst sehr viel in sich aufgenommen hat, dem aber benediktinische Verfassung, Lebensordnung usw. trotz langer Studienjahre ein recht fremder Weltteil geblieben sind. Gewiss kann man auch zu weit gehen im Auskramen eigener oder fremder Ordenseigenart, mit oder ohne propagandistische Absichten, was sich immer schlecht ausnimmt. Aber es darf heute doch gesagt werden, dass es in dieser Materie mit Rücksicht auf das Anrecht der wählenden Schüler auf allseitige und hinlängliche objektive Berufsorientierung auch einen excessus per defectum gibt. Wenn darum Schulen ihre Oberklassen jedes Jahr ausführlich in mehreren Vorträgen über Priester- und Ordensberuf orientieren, so ist das nicht nur berechtigt, sondern das erste und wichtigste Stück der Berufsberatung, wie sie unsere Schulen brauchen.

Und wenn ein Abiturient trotzdem unschlüssig ist? Dann soll er nicht unglücklich sein, sondern vielmehr wissen, dass es NATUREN gibt, die, wenn auch vielleicht mehr oder weniger, das Zeug haben zu mehreren Berufen. Das gilt auch von der Alternative Theologe oder Laienakademiker. Denn der Priesterberuf besteht wesentlich in der geistig-sittlichen Eignung und im freien, richtig motivierten Berufswillen. Nun ist es doch leicht denkbar, dass einer wirklich die geistig-sittliche Eignung hätte zu einem wirklich guten Priester, aber den Mut nicht aufbringt, dessen grosse Verantwortung auf sich zu nehmen, oder dass er ebenso viel Neigung hat zu einem weltlichen Beruf. Darf man da, wo wirklich Eignung zu beiden vorliegt, von einem schuldbaren verschärften Priesterberuf reden, zumal wenn der Betreffende seinen Laienberuf wirklich auch edel und echt christlich auffasst? Ganz sicher nicht. Das gleiche gilt übrigens auch von jenem, dem äussere Verhältnisse die Erreichung des Berufes verunmöglichen, für den er wirklich geschaffen wäre und Neigung hätte. Auch für ihn wird das wichtigste und endlich Entscheidende sein, seinen faktischen Beruf richtig aufzufassen, sich zu ihm und in ihm richtig einzustellen.

(Schluss folgt).

Antike Studentenverbündungen

Von Oberschuldirektor Dr. Eduard Stemplinger
in Rosenheim.*

Gewöhnlich nimmt man an, die Studentenkorporationen hätten im Mittelalter ihren Ursprung; aber aus den Schriften des Libanios, Gregor von Nazianz, Basileios u. a. erhellt, dass die studentischen Bräuche auf die Antike zurückgehen. Im 2. und 3. Jh. n. Chr. gab es auf der Fachschule zu Athen geschlossene Studentenverbündungen (Choroi) mit dem ausgesprochenen Zweck, für einen

landsmännischen Dozenten Partei zu ergreifen und ihm Hörer zuzubringen, also „Landsmannschaften“. Drei athenische Korporationsnamen sind uns bekannt: Sparta, Theseiden, Herakliden.

Im „Keilen“ leisteten diese Corps Grosses. Schon bevor der Mulus nach Athen kam — manche schon mit 16 Jahren — wurde er von den einzelnen Korpsbrüdern gekillt und verpflichtet. So beispielweise Libanios. Und gar erst, wenn einer zur Alma mater selbst kam! Da zog der Senior mit den bemosten Häuptern und Burschen nach dem Piräus, ja selbst bis zum Vorgebirge Sunion, um auf jeden Neuankömmling zu lauern. Natürlich kam es dabei leicht zu gegenseitigen Angriffen mit „Keulen, Steinen, ja sogar mit dem Schwerte“. Manche trugen Schmisse davon, „die sie noch als alte Herren mit Rühmen aufzuweisen vermochten“. Manchmal arteten diese Schlägereien in solche Schlachten aus, dass die Polizei einschreiten musste und die Rädelshörer vor den Prokonsul in Korinth, der Universitätsrichter war, schleppete.

War nun ein solcher Ankömmling unter grossen Mühen geworben, so war der „Fuchs“ fertig. „Neuling“ hieß er, wie der neovistus des Mittelalters, der freshman in Oxford. Er wird alsdann „von jedem, der da will, bald auf gröbere, bald auf feinere Weise gehänselt; denn dadurch, meint man, wird am besten die Ueppigkeit gedämpft und der junge Mann zahm gemacht“, berichtet Gregor von Nazianz. So „schoren“ (= hänselten) die „Schoristen“ des Mittelalters ihre „Füchse“ (= Feix, Tölpel, Narren). Hieron. Wolf (1516—1580) jammert einmal darüber, dass in Tübingen der dümmste und wildeste Raufbold befugt war, dem neuen Ankömmling jede billige Schmach in „Wort und Werken“ anzutun.

Nach dieser Lehrzeit folgte die feierliche Rezeption zum Burschen. Nach Olympiodoros wird der Aufzunehmende „in feierlichem Aufzug über den Markt zum Bade geführt. Die, welche ihm voranschreiten, erheben ein gewaltiges Geschrei, dass er stehen bleiben solle und drängen ihn zurück. Dagegen schieben diejenigen, die ihm folgen, ihn vorwärts, und diese erlangen zuletzt den Sieg. Der junge Mann wird eingelassen, badet und hat damit die Weihe eines Studenten empfangen. Als äusseres Zeichen erhält er den „Flaus“. Dann kommt natürlich ein solnner Kammers, wozu auch Dozenten eingeladen werden. Der Kirchenvater Gregor von Nazianz findet diese Vorgänge, denen er selber beigewohnt hat, im Grunde ganz artig und possierlich. — Die Bräuche sind anscheinend teilweise dem Mysterienkulte entnommen, gleichwie die Studentenorden des 18. Jahrhunderts vieles der Symbolik der Freimaurer entlehnten.

Nun war es des Jungburschen Sache, in den oben erwähnten Kämpfen seine Kraft zu zeigen. Hatte er seine Zeit abgedient, so wurde er inaktiv, d. h. von jenen Schlägereien dispensiert. Und zog er dann ins „öde Philistertum“, und „erschien der Tag des Abschieds, da erfolgten Abschiedsreden, Geleitsprüche, Klagen, Tränen: denn nichts ist so traurig für die, welche in Athen zusammengelebt haben, als sich von dieser Stadt und voneinander zu trennen“, schreibt der gemütvolle Gregor.

An Rauhbeinigkeit liess die athenische Studentenschaft nichts zu wünschen übrig. So schildert uns Libanios in dramatischer Weise den Verlauf eines Kollegs: „Sind die Studenten zu einem publicum geladen worden, so kommen sie heran, als wenn sie auf Seilen gingen, und ehe sie hereintreten, erregen sie noch durch ihr Zögern den Unwillen der bereits Versammelten, welche mit Zischen, Schimpfworten und Trampeln die Verspäteten empfangen. Hat der Vortrag begonnen, so unterhalten sie sich mit Winken über Rennsport, Schauspiel und Ballett

* Erschienen in „Wiener Blätter für die Freunde der Antike“, Juniheft 1931.

oder über einen gelieferten oder erst zu liefernden Kampf. Dann stehen die einen wie steinerne Bildsäulen da, ohne die Hände (zum Applaus) zu rühren, oder sie stieren mit beiden Händen in ihren Nasen. Die andern bleiben sitzen, obwohl so vieles zum Aufstehen (Zeichen des Beifalls) reizen sollte, und nötigen den, der aufsteht, zum Niedersitzen. Andere zählen die später Hereinkommenden; wieder andere begnügen sich damit, die Blätter zu betrachten... Noch Kindischeres treiben sie: durch fingiertes Klatschen stören sie das echte; sie hindern das Beifallsrufen und ziehen durch erdichtete Nachrichten oder durch die Aufforderung zum Bade so viele wie möglich von der Vorlesung ab..."

Nicht selten schrumpfte ein anfänglich stark besuchtes Kolleg zu einem winzigen Häuflein zusammen, weil die meisten dann schwänzten; denn die Hauptssache war vielen das Trinken. Hierin standen die athenischen Kneipgenies den späteren „Saufbrüdern“ wenig nach. „Trinkgelage reihen sich an Trinkgelage“, eifert Libanios; war das Moos verschwunden, richtete man seinen Blick aufs Pumpen. „Sie vergeuden das Geld, das ihnen die Eltern zur Bereinigung des Honorars gesandt haben, für Wagenlenker, Würfel und noch schlammere Dinge.“ Diese schlammern Dinge lässt uns Libanios ahnen, der sich glücklich preist, dass er als Student die liedersingenden Hetären vergeblich locken liess...

Wenn die Kneipe losging, galt es vor allem, den Komment stramm einzuhalten: Der Vorsitzende bestimmt nach alter Symposionssite das Mischungsverhältnis von Wein und Wasser; man trinkt sich gegenseitig zu, trinkt ohne abzusetzen ganze Hörner (aus Metall oder Ton) aus oder leert den Pokal nach dem Takt einer Flötenmelodie. Bei Verstößen heisst es Straftrinken. Rund- und Einzelgesang erschallt. Ist die Urfidelitas eröffnet, wird die Ausgelassenheit immer ärger: Man balanziert mit den Gefässen, tanzt wild aufeinander zu. Noch mehr! Basileios, der selber in Athen studierte, jammert späterhin: „Einer tritt in die Mitte und veranlasst die Zechgenossen mittels krummer Röhren zum gleichmässigen Rausch...; wenn jeder die ihm zugewendete Röhre bekommen hat, trinken sie in einem Atem wie Stiere aus einem Wasserbehälter und suchen so viel einzuschlürfen, als ihnen das Kühlfass durch die silbernen Röhren von oben zusendet.“

Des Weines voll schwärmen sie nun in der Stadt umher, brechen auf ihren nächtlichen Umzügen in die Häuser ärmerer Bürger ein, johlen, brüllen die Leute aus dem Schlafe, prügeln nicht selten Handwerksleute und mahrende Polizisten. Auch sonst fehlt es nicht an übermüti gen und teilweise rohen Streichen. Einmal „rissen sie die ehrene Statue eines missliebigen Professors zu Boden und prügeln, wie es in der Schule gemacht wird, deren Rücken mit einem Riemen, wobei sie sagten, diesem Manne gehörten die Schläge von Rechts wegen in Person.“ Ein anderer Fall! „Ein Pädagoge hatte sich einigen jungen Herrn verhasst gemacht. Sie setzten ihn auf einen Teppich, den sie mit den Händen hielten. Dann liessen sie den Teppich samt seiner Last plötzlich, soweit es ging, in die Höhe schnellen und wieder herab.“ Libanios fährt fort: „Bisweilen kann sich das Opfer auf dem Teppich halten und kommt heil davon; manchmal aber fällt es herab und verletzt sich sogar lebensgefährlich.“

Dass sich das studentische Treiben nicht verbesserte, sondern eher verschlimmerte, ersehen wir daraus, dass im 6. Jh. Kaiser Justinian das „Keulen“ und „Schoren“ der nach Konstantinopel und Berytos kommenden Füchse streng untersagte.

Lukas als Rechtsgelerter

Im Fragmentum Murorianum wird Lukas der Evangelist nicht bloss Arzt sondern auch Juris studiosus genannt.

Man hat darin einen Schreibfehler gesehen und statt juris etwas anderes gesucht und literis studiosus korrigiert.

Meiner Ansicht nach sehr zu Unrecht.

Warum kann Lukas nicht auch Jurist gewesen sein?

Es sei nur daran erinnert, dass gerade Lukas gerne den Gedanken ausspricht, dass man von Christus zeugen solle: „Ihr werdet mir Zeugen sein“ und ähnlich mehrmals.

Auch hat man schon lange darauf aufmerksam gemacht, dass Lukas immer jene Momente des Lebens Jesu und des hl. Paulus anführt, die die rechtlich-gesetzliche Unschuld seiner „Klienten“ dargestellt. Ja, schon längst hat man den Gedanken ausgesprochen, die Apostelgeschichte sei nichts anderes als eine Rechtfertigungsschrift für Paulus zuhanden der Richter oder einflussmächtiger Männer gewesen. So einer sei der Adressat Theophilus gewesen.

(Am meisten braucht allerdings Johannes den Begriff des Zeugen, aber bei ihm hat dieser Ausdruck eine andere Beziehung.)

F. A. H.

Unterschied zwischen Zivilisation und Kultur

Der Leib hat seine Nahrungssorgen und seine sinnlichen Genüsse. Er zieht, was er braucht, aus der Erde und muss sich darum in dieser weitausgreifend verwurzeln. Dadurch entsteht die Zivilisation. *Welt des Stoffes*.

Die Seele hat auch ihre Nahrungssorgen und ihre geistigen Genüsse. Sie zieht, was sie braucht, aus der Welt der Gedanken und muss sich darum in diese weitausgreifend verästeln. Dadurch entsteht die Kultur.

Beide Triebe haben einen Teiltrieb gemeinsam, den Sicherungstrieb. Aus ihm entstehen die Gesetze, die Schützer des Erworbenen, zu — Geniessenden.

Wie aber der Geist ohne seine Leiblichkeit nicht bestehen und wirken kann, so kann auch die Kultur nicht ohne Zivilisation bestehen. Eine reiche Kultur setzt eine reiche Zivilisation voraus, das heisst, eine weitausgreifende Beherrschung der Welt der Stoffe. Die Kultur entspricht immer irgendwie der Zivilisation.

Zivilisation kann ohne Kultur bestehen, der Mensch kann geistlos dahindämmern oder dahinlärmern.

Man soll nicht, wie es gelegentlich Mode ist, Zivilisation verdammen und Kultur hochleben lassen: nur wo beides sich massvoll verbunden hat, haben wir, was beiden den Stempel des Guten aufdrückt. Die Zivilisationsgüter können Kulturgüter werden. F. A. H.

Makrokosmos und Mikrokosmos

In Ezzos Gesang (Althochdeutsches Lesebuch von Wilhelm Braune 158) schafft Gott den Menschen aus acht Teilen:

Vom Lehme gab er ihm das Fleisch,
der Tau bezeichnet seinen Schweiss,
vom Steine nahm er sein Gebein,
des kann kein Zweifel sein,
vom Wurzelwerk die Aderstränge,
vom Grase seiner Haare Menge,
vom Meere gab er ihm das Blut,
und von den Wolken seinen Mut,
dann hat er ihm gegonen
die Augen von der Sonnen,
hat seinen Atem ihm verlieh'n,
er sollte stets behalten ihn,
und endlich gab er ihm sein Sinnen,
dass wir ihm immer Frucht gewinnen.

Gregor der Grosse denkt anders. In seiner Homilie auf den Himmelfahrtstag sagt er: Der Mensch hat das Sein gemeinsam mit den Steinen, das Leben mit den Bäumen, das Fühlen mit den Tieren, das Denken mit den Engeln. Deshalb ist der Mensch gewissermassen omnis creatura.

Ezzo hat seine Auffassung aus der altgermanischen Dichtung. Da wird umgekehrt die Welt, der Makrokosmos, aus dem Mikrokosmos, nämlich aus dem Riesen Urgebraus, erschaffen:

Aus Urgebraus Fleisch ward die Erde geformt,
aus seinem Schweiße die See,
aus den Gebeinen die Berge, die Bäume vom Haar,
vom Schädel des Hirnes der Himmel.
Die Brauen setzten sorgende Götter
den Menschensöhnen um Mittgart,
die wildgesinnten Wolken sind
aus dem Hirn im Schädel geschaffen.

(Grimnismal in der Edda).

In diesen Versen haben wir den Makrokosmos als Mikrokosmos dargestellt.

Den Mikrokosmos als Vorbild für den Makrokosmos finden wir auch in zwei weit auseinanderliegenden geographischen Darstellungen.

So sieht Athanasius Kircher, der berühmte Jesuit, in seinem Itinerarium ecstaticum vom Mond aus Europa als Menschen. Dies findet sich tatsächlich auch bildlich ausgeführt. Da erscheint Spanien als Kopf, Frankreich als Brust, Italien als rechter Arm, der Sizilien als Reichsapfel in der Hand hält, Deutschland als Leib.

Die andere entsprechende Darstellung ist in den Psalmen 59 und 107 enthalten:

In Sichem find ich meinen Teil,
ich werf auf Sukkots Tal mein Seil (die Mess-Schnur),
Gilead ist mein, Manasse mein,
und Ephrem soll mein Kriegshelm sein.
Das Judaland mein Herrscherstab,
und Moab gibt mein' Waschtopf ab.
Auf Edom stemm ich den einen Schuh,
der andere deckt Philistäa zu.

Damit ist Gott dargestellt, wie etwa Orion dargestellt wird: In der erhobenen Rechten hält er die Lanze, deren Spitze Gilead, deren Schaftende Manasse trifft, Ephraim ist das Haupt, auf Jerusalem liegt die Hand mit dem Szepter. Moab mit dem Toten Meer ist der Waschtopf, und der eine Fuss steht auf Edom, der andere auf dem Philisterland.

Frühlingsknarren

Ein bekannter Frühlingsbrauch ist bei den Knaben, sich Knarren, Klappern oder Handriffeln zu machen und damit strassauf und -ab zu „musizieren“. Mark Lidzbarski erzählt in seinem Lebensbuche „Auf rauhem Wege“, Seite 58, etwas Aehnliches aus seiner polnischen Heimat Plock:

„Vier Wochen vor Ostern wird das Purim-Fest gefeiert zur Erinnerung an die im Buche Esther erzählte Errettung vor den Anschlägen des Bösewichtes Haman. Die Knaben versehen sich für dieses Fest mit Knarren aus Holz oder Blech oder mit Holzklappern, und wenn das Buch Esther verlesen wird, nach Vorschrift aus einer Pergamentrolle, nicht aus einem Buche, wird jedesmal bei Nennung des Namens des verhassten Mannes geknarrt und laut geklappert, von den Erwachsenen mit den Füssen getrampelt.“

F. A. H.

Bücherecke

Aschendorffs Klassikerausgaben: Benedicti Regula Monachorum. Herausgegeben von Prof. Jos. Kuckhoff, Münster i. W. 1931. I. Text 72 S. II. Kommentar 42 S.

Eine wertvollste Bereicherung der gediegenen Sammlung. Schon der Name des Herausgebers bürgt dafür. Das Vorwort begründet die Eignung der Regula für den Unterricht und gibt Auskunft über die Textgestaltung; mit Genugtuung vermerkt man, dass die besten Ausgaben (Butler, Linderbauer, Morin, Schmidt, Woelflin) gewissenhaft zu Rate gezogen wurden. Aber auch die kirchengeschichtliche und aszetische Literatur wird nach Möglichkeit berücksichtigt, wie die gehaltvolle Einleitung und der tüchtige Kommentar beweisen. Besondere Aufmerksamkeit findet naturgemäß die Sprache der Regula, die uns an vielen Stellen in fesselnder Art den Übergang zum Italienischen und den übrigen romanischen Sprachen aufzeigt. R. L.

Flach und Guggenbühl, Quellenbuch zur Allgemeinen Geschichte. I. Altertum, 344 S., Fr. 7.—; II. Mittelalter, 310 S., Fr. 7.—. Leinen. Zürich, Schulthess & Co., 1914 und 1915.

Dieses schweizerische Quellenwerk geniesst seit seinem Erscheinen unbedingtes Ansehen, ja es wurde wiederholt von befürfener Seite als das absolut beste seiner Art bezeichnet. Seit die „Neuen Richtlinien“ die Weltgeschichte mehr oder weniger zur deutschen Geschichte degradiert haben, empfindet man das universalhistorisch orientierte, jedes Land nach seiner Bedeutung behandelnde Werk als doppelt aktuell. Die uns vorliegenden beiden ersten Bände verdienen unsere rückhaltlose Empfehlung; den 3. und 4. Band (Neuzeit 1919 und Neueste Zeit 1926) konnten wir nicht einsehen. R. L.

Rhyn, Dr. Hans, Kurzer Abriss der deutschen Grammatik. 7. verb. Auflage, 20 S. Brosch. Fr. — .90. Verl. Francke, Bern. 1928.

Eine fast zu knappe Zusammenfassung der systematischen Grammatik und ihrer Fachausdrücke, die als Vorschule im fremdsprachlichen Unterricht und als übersichtliches Nachschlagbuch gute Dienste leisten kann. R. L.

Wolf-Grütter, Dr. Leo, Hilfsbuch für den Deutschunterricht: Geschichte der deutschen Sprache; Poetik; Deutsche Metrik. Kart. m. Leinenrücken Fr. 2.40. Verlag Francke, Bern. 1929.

Wolfs Hilfsbuch bietet eine willkommene Ergänzung zu Greyerz' trefflicher Sprachschule für Mittelschulen. Es vereinigt alle Vorteile eines Schulbuches. Wissenschaftliche Gediegenheit, glückliche Auswahl des Stoffes, übersichtlichen Aufbau, klare und zugleich fesselnde Darstellung. Hier spricht wirklich der gründliche Kenner, der praktische Schulmann, der feinsinnige Aesthet. Das Buch wird sich an den oberen 4 Klassen unserer Gymnasien mit grossem Nutzen verwenden lassen. Wenn freilich der Autor S. 15 schreibt: «Die Sehnsucht der Massen nach Befreiung aus dem Abglauben und Geisteszwang des Katholizismus brachte zustande, dass vor Einwirkung der gewaltsam habsburgisch-spanischen Gegenreformation neun Zehntel des damaligen Deutschen Reiches evangelisch waren», müssen wir das nach mehrfacher Hinsicht als bedauerliche Entgleisung ablehnen. Wir hoffen, diese Stelle werde in den zu erwartenden Neuauflagen unterdrückt oder doch entsprechend modifiziert. Die etymologische Erklärung von More (S. 37) als «Takteil» (zu griechisch *meros*) ist unrichtig; das Wort kommt vom lateinischen *mora* (= Zeitdauer), das mit dem gleichlautenden griechischen Wort nicht verwandt ist. Statt «Gebärdensprache der Zisterzienser» (S. 3) sollte es deutlicher heißen Trappisten oder reformierte Zisterzienser. R. L.

Kröners Taschenausgaben: Bd. 23: **Lebensweisheit der Griechen**, von Karl Heinemann, 160 S., Mk. 1.50; Bd. 47: **Die hellenistische Dichtung**, von Alfred Körte, 333 S. mit 4 Bildern, Mk. 3.— Alfred Kröner Verlag, Leipzig.

Beide Werke sind überzeugende Illustrationen zu den Eingangsworten Heinemanns: «Wenn das Volk nicht mehr zur Antike kommen will, muss die Antike zum Volke kommen.» Das soll aber nicht heißen, dass nicht auch der Gebildete mit Nutzen zu den handlichen Bändchen greifen wird. Das erste enthält in durchwegs flotter Ueersetzung eine Blütenlese aus griechischen Denkern und Dichtern (freilich kommen auch Cicero, Seneca und Marc Aurel ausgiebig zum Wort); im zweiten zeichnet ein erster Kenner des Hellenismus das geistige Antlitz dieser noch viel zu wenig bekannten und gerade uns Heutigen in vielem so verwandten Periode. Die sehr zahlreichen, meist vom Herausgeber selbst übersetzten Kostproben machen die Lektüre zum Genuss und übermitteln gleichzeitig ein packendes Gemälde einer untergehenden Kultur. R. L.

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCHE - HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTLEITUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Zur Psychologie des Glaubenzweifels bei unserer studierenden Jugend — Mittelschule und Beruf — Das Wort Charakter — Die Bibel in 642 Sprachen — Bücherecke.

Zur Psychologie des Glaubenzweifels bei unserer studierenden Jugend

Von Julius Seiler, Professor, Wolhusen.

Die Weltgeschichte ist zutiefst ein Kampf zwischen Sünde und Tugend. Jeder Mensch steht immer wieder von neuem am Scheideweg, wo er sich für Gut oder Böse entscheiden muss. Zu diesem Kampf gesellt sich innerhalb des Bereiches unserer christlichen Offenbarung noch ein anderer, an Tiefe und Tragik ebenso grosser: der Kampf zwischen Glaube und Unglaube.

Nicht immer tobte der Kampf um den Glauben so heftig wie heute. Als unsere abendländische Kultur noch jung war, hatte es die Kirche noch leichter, die Völker unter das sanfte Joch des Glaubens zu beugen. Einfacher Sinn und Treue zur Ueberlieferung räumten die Hindernisse weg. Voll Begeisterung und Hingabe lebte man aus dem Glauben, und in dieser Haltung wurde der Einzelne getragen von der Gesamtheit.

Es kam der Einbruch der neuzeitlichen Ideen. Der Mensch fing an, selbständiger zu denken, autonomer sich zu fühlen. Nur was er selber als berechtigt einsieht, will der moderne Mensch gelten lassen. Es steigerte sich der Sinn für die unverletzliche persönliche Freiheit. Wenn wir auch das liberale Ueberschäumen dieser Entwicklung verurteilen, so liegt doch in diesem Erwachen zur Freiheit ein Zeichen der Reife, und wir müssen in dieser Gestaltung der Dinge einen natürlichen Prozess erkennen, der sich durch nichts aufhalten liess. Nicht nur beim Einzelmenschen lässt sich nämlich eine Entwicklung zum Vollkommeneren beobachten, sondern auch beim Riesenorganismus einer Kulturgemeinschaft. Es liegt auf der Hand, dass in dieser Entwicklung eine gewisse Gefahr liegt für den Glauben; aber vielleicht unterschätzen wir anderseits zu sehr den grossen Vorteil, den der Glaube aus dieser veränderten Situation gewinnt und der darin besteht, dass der Gläubige heute im heftigen Widerstreit der Ideen seinen Glauben viel innerlicher und tiefer erfasst und schätzt. Die Behauptung, dass unser katholischer Glaube in der Summe durch diese Entwicklung gewonnen hat, ist gewiss kein verstiegener Optimismus. Schon rein natürlich betrachtet, ist die Bilanz ein Gewinn.

Der moderne Mensch muss seinen Glauben erarbeiten, erringen. Er fällt ihm nicht mehr wie eine reife Frucht in den Schoss. Gar mannigfaltig sind nun im Einzelnen die Widerstände, auf die der Glaube stösst, so mannigfaltig wie die Individuen selber. Die grössten Schwierigkeiten erwachsen wohl aus der Natur des modernen Menschen selber und dem Gang seiner Entwicklung. Eine rein natürliche psychologische Analyse des Glaubenslebens muss freilich immer Stückwerk bleiben, weil unserer Beobachtung die Imponderabilien der göttlichen Gnade entgehen. Welches ist nun die gewöhnliche Entwicklung des Glaubenslebens im modernen Menschen?

Im Kindesalter ist der Mensch geistig vorwiegend rezeptiv tätig. Was das Kind von seiner Mutter und vom Katecheten hört, das glaubt es mit grösster Selbstverständlichkeit. Zudem ist zu bedenken, dass die Glaubenswahrheiten dem Kinde mundgerecht gemacht und seiner be-

schränkten Fassungskraft und Vorstellungswelt angepasst werden müssen. Das Kind bleibt beim Aeusslerlichen, Sinnfälligen, Unwesentlichen stehen und vermag noch nicht einzudringen ins Wesen und in den inneren Zusammenhang. Kein Katechet vermag es zu verhindern, dass auf dieser Unterrichtsstufe beim geistigen Erfassen dem Dogma gegenüber bedeutende Verschiebungen stattfinden.

Diese Eigenart des kindlich gläubigen Erfassens ist nun der Schlüssel zum Verständnis der meisten Glaubenschwierigkeiten. Vergegenwärtigen wir uns die Weiterentwicklung! Mit den Jahren erwacht der Mensch zur Selbstständigkeit im Denken und zu einem eigenen Urteil. Die Wirklichkeit, so wie er sie selbst sieht und erlebt, wird zur Richtschnur, nach der alles andere beurteilt wird. Und damit ist auch schon in aller Form die Spannung gegeben zwischen Glaube und Wissen, und diese Spannung wird sich mit zunehmender Reife noch verschärfen. Der junge Mensch fühlt auf einmal die ganze Enge seiner kindlichen Glaubensvorstellungen. Das Tragische dabei ist, dass er nur allzuleicht seinen Kindesglauben unbesehen für die kirchliche Lehre selbst hält, auf die er unter schwerer Sünde sich verpflichtet glaubt. Je zarter das Gewissen und je aufgeschlossener und reger der Geist, um so akuter wird natürlich der Konflikt. Wenn nun unserm heranwachsenden Jungen seine Hose zu eng wird, so wird die sorgende Mutter nichts Eiligeres zu tun haben, als ihm eben eine grössere Hose zu verschaffen. Was ist selbstverständlicher? Nur schade, dass die Eltern und Vorgesetzten nicht immer oder vielleicht meistens nicht dasselbe Verständnis haben für die geistige Beengtheit und die seelischen Nöten. Seine besorgte Mutter wird ihn vielleicht unter Tränen beschwören, doch ja brav zu bleiben, der Vater den Drohfinger erheben, der Beichtvater ihn vielleicht diskret daran erinnern, dass auf Glaubenzweifeln die reservierte Exkommunikation steht.

Doch damit ist dem jungen Menschen natürlich schlecht gedient. Die Schwierigkeiten müssen rational, nicht emotional überwunden werden. Freilich muss zugegeben werden: diese Art, die „Glaubenzweifel“ zu unterdrücken, ist die weitaus bequemste. Nur ist unser Junge bereits so weit, dass diese Behandlung bei ihm nicht mehr verfängt, sondern womöglich seine Not noch vergrössert.

Der weitere Kampf kann nun in verschiedenen Richtungen verlaufen. Die beste Lösung ist es, wenn der junge Mensch jemanden findet, von dem er instinktiv fühlt, dass er die Weitherzigkeit hat, ihn und seine Zweifel restlos zu verstehen und seine Schwierigkeiten zuzugeben. Oft ist das blosse Bewusstsein, von einem überlegenen Freund verstanden zu werden, gleichbedeutend mit der vollständigen Heilung. Jedenfalls aber wirkt die Beseitigung zu enger kindlicher Vorstellungen beruhigend. Nicht jedermann wird imstande sein, diesen beratenden und verstehenden Freund zu spielen. Eine feine Einfühlungsgabe und eine mehr als gewöhnliche Weitherzigkeit der Denkart sind dazu erforderlich. Damit stehen wir vor einer ernsten Tatsache. Es geht nicht an, immer nur über die Legionen der Abgefallenen und Gleichgültigen zu wettern. Erforschen wir einmal unser eigenes Gewissen, ob wir auch alles getan haben, unsren Zöglingen das Glauben entsprechend

zu erleichtern, ob wir es ihnen nicht unnötigerweise geradezu erschwert haben! Gewiss hat die Jugend es nötig, von starker Hand geführt zu werden, aber sie hat es nicht nötig, die Rückständigkeit der Alten so peinlich zu fühlen. Wenn der junge Mensch selbstständig geworden ist, dann lässt sich sein Geist nicht mehr nach unserm Belieben formen, dann lassen sich seine Bedenken nicht mehr durch autoritative Machtprüche beseitigen. Das Alter neigt immer dazu, diese Tatsache zu übersehen.

Unserm jugendlichen Zweifler ist also geholfen, wenn er den Mut findet, im rechten Augenblick einem verständigen Freund oder Vorgesetzten sich zu eröffnen. Fehlt ihm dieser Mut oder dieser verstehende Freund, so bleibt ihm nichts übrig, als selbst seiner Schwierigkeiten Herr zu werden. Wir nehmen an, was in den meisten Fällen zutrifft, dass er nicht blind ist für die Schönheit und Erhabenheit des katholischen Glaubens, ja dass er ihn in tiefer Seele liebt und schätzt. Er wäre geradezu unglücklich ohne ihn. Wenn nur nicht diese Spannung wäre zwischen seinem Wissen und Glauben, die für ihn eine so schwere Belastung bedeutet, wenn er nur seines Glaubens sich einmal recht freuen könnte! Es wird für unsren Helden im allgemeinen nicht leicht sein, selbst fertig zu werden. Es ist nämlich selbst für den geübten Denker ungleich schwieriger, veraltete Vorurteile zu korrigieren, als in einer gänzlich neuen Situation sich zurecht zu finden. Auch in der Welt des Geistes gibt es ein Trägheitsgesetz. Vielleicht wird sich der junge Mensch in Bücher vergraben, von denen er Antwort erwartet auf seine Zweifel. Wehe ihm, wenn er sich in der Wahl der Bücher vergreift! Man kann es natürlicherweise verstehen, dass ein solch erbitterter Kampf, der ohne Aussicht auf einen endgültigen Sieg geführt wird, eine für den Glauben zum mindesten ungünstige Disposition schafft.

Wir gelangen also zur Feststellung, dass Glaubenschwierigkeiten zum grossen Teil auf Missverständnisse zurückzuführen sind, dass sie eine Spannung darstellen zwischen eigener Einsicht und vermeintlicher Glaubenspflicht. Und dies kommt daher, dass die religiös-theologische Bildung mit der Reife des Urteils nicht gleichen Schritt hält. Daneben gibt es natürlich noch Schwierigkeiten, die auf andere Gründe zurückgehen. Jedoch nur in den seltensten Fällen wird es an dem zum Glauben nötigen guten Willen fehlen. Manches Dunkel lichtet sich auch bei folgender Ueberlegung.

Aehnlich wie der Katechumene eine Entwicklung durchmacht vom kindlichen Erfassen bis zur Vollreife des Urteils und wie sich der Katechet darnach zu richten hat, so ging es auch bei der göttlichen Offenbarung an die Menschheit. Zu den primitiven Menschen der Urzeit musste Gott anders reden, anthropomorpher und massiver, als zu den abstraktionsgewohnten Trägern einer Hochkultur. Diese steigende Linie lässt sich unschwer verfolgen vom ersten Kapitel der Genesis bis zur Apokalypse. Und wenn die Theologie der glaubensfreudigen und mehr statisch denkenden Vorzeit besonders den Buchstaben der Inspiration betonte, so blieb doch unsrer Zeit eine gewisse befreiende Dynamik der göttlichen Offenbarung nicht verborgen. Es ist nicht einzusehen, warum die Resultate der heutigen kirchentreuen Exegese auf die Hörsäle der Universitäten beschränkt bleiben sollen. Oft wären sie die rettende Befreiung für unsere Zweifler. Das würde allerdings voraussetzen, dass sie unsren Lehrern und Katecheten bekannt sind!

Es wäre ungericht, wollten wir das Fehlschlagen unserer religiösen Erziehung den Erziehern allein zur Last legen. Ein Grund dazu liegt im Wesen unseres kollektiven Unterrichtssystems, das eine hinreichende individuelle Erziehung nicht gestattet; und doch wäre sie gerade in diesem Punkte so notwendig wie nirgends. Ein anderer Grund

liegt darin, dass die Jungen dem Erzieher gerade in dem Augenblick entgleiten, wo sie den kundigen Berater am nötigsten hätten.

Unser Glaube ist ein vernünftiger Glaube, rationabile obsequium. Der Mensch hat nicht bloss die Pflicht zu glauben, sondern auch das Recht auf die Demonstration der Glaubenswürdigkeit, das Recht auf ein weitgehendes Entgegenkommen und Einfühlen von Seiten des Lehrers und Erziehers. Ist dies vorhanden, so brauchen wir vorab bei unserer Jugend nicht zu bangen für den guten Willen und die Bereitwilligkeit, dem Glauben sich restlos hinzugeben. Ja, unser katholischer Glaube wird in seiner wunderbaren Geschlossenheit, in seiner Schönheit und Tiefe und Weitherzigkeit seinen Zauber auf edle Menschen nie einbüßen. Der moderne Mensch, der seine Ueberzeugung selbst behaupten muss im heftigen Kampf der Ideen, wird auch seines Glaubens viel froher werden. Er selbst hat ihn erkämpft, er ist sein Besitz, er schätzt und liebt ihn über alles.

Mittelschule und Beruf

Dr. P. Karl Schmid, Rektor, Engelberg.

(Schluss.)

b) Selbst die Erwägungen über vereitelte Berufe führen wieder zur Zentralidee zurück: Wichtiger noch als die rechte Berufswahl ist die richtige Berufsauffassung. Diese ethisch-christlich richtige Auffassung des einzelnen akademischen Fachberufes — es gilt für den Theologen und Laien — kann die Mittelschule nur vorbereiten und grundlegen. Für Berufsmoral in konkreter Form ist der Mittelschüler einfach noch nicht reif. Denn einmal kennt er nur einzelne der betreffenden Probleme, und dann kann er vor allem nur die wenigsten davon wirklich lebensnah fühlen, ich möchte sagen, akut erleben. Darum ist ihm deren Lösung wohl vielleicht bereits logisch klar, allein er erfasst sie noch nicht persönlich als wirkliche seelische Entspannung und Befriedigung. So muss sich psychisch das eigene Durchringen dann trotzdem wiederholen, wenn sie im Berufsstudium akut werden. Es mag das freilich dann infolge der Vorbereichungen am Lyzeum etwas leichter sein, weil er davon so etwas wie einen Ariadnefaden behalten hat. Aber mehr kann ihm die Mittelschule diesbezüglich nicht bieten. Sie ist und bleibt, wie im Unterricht, so in jeder Beziehung dem Fachberufe gegenüber propädeutisch. Darin liegt aber wirklich auch in unserer Frage wieder ihre Stärke. Denn hier handelt es sich um die rechte Einführung in den Beruf. Und die beste Vorbereitung und Grundlegung einer richtigen ethischen und christlichen Fachberufsauffassung ist die bereits erwähnte Unter- und Einordnung des speziellen Berufes in den allgemeinen Menschen- und Christenberuf. Diesbezüglich aber kann wohl niemand mehr und Entscheidenderes dazu beitragen als gerade die Maturitätsmittelschule. Denn sie hat zum Unterschied von der Hochschule wie auch von der rein beruflichen höheren Schule z. B. für Technik oder Handel den Menschen nicht nur spezifisch nach seiner eng beruflichen Seite, sondern allgemein menschlich zu erfassen, ihn als Menschen zur recht verstandenen Humanität höher zu bilden und zu erziehen.

Ein weiteres Moment, das deutlich veranschaulicht, welche Bedeutung der Maturitäts-Mittelschule diesbezüglich zufällt, ist die Altersstufe und geistig-seelische Verfassung ihrer Schüler. Denn diese befinden sich gerade in dem Alter, wo die reifende Selbständigkeit des Denkens sich vielfach die endgültigen Lebensauffassungen wenigstens in den Hauptlinien festlegt. Darum kann man auch meist von einem Schüler der Oberklassen unserer Mittel-

schulen sagen, wie er später ausfallen werde. Graduell kann und wird man sich dabei selbstverständlich oft verrechnen. Aber dass man dabei wesentlich fehl gehe, wird bei vorsichtiger, unvoreingenommener Beurteilung Ausnahme sein, eine Ausnahme, die die Regel nicht umwirft, sondern nur bestätigt.

Mit diesen Gedankengängen ist nun freilich blass die alte Wahrheit von neuem beleuchtet, dass das Mittelschulziel von der sogenannten „Hochschulreife“ nicht zu enge verstanden werden darf. Gewiss fordert das eidgenössische Maturitätsreglement von der Mittelschule nur, sie solle „dem Schüler diejenige geistige Reife und Selbständigkeit im Denken vermitteln, die zu einem erfolgreichen akademischen Studium notwendig ist“ (Art. 15 der Verordnung). Aber diese Verordnung erhebt durchaus keinen Anspruch darauf, eine vollständige und allseitige Umbeschreibung des Mittelschulziels zu sein. Und vor allem ist zu beachten, dass sie nur die unterrichtliche Seite der Mittelschule erfasst, nicht aber deren erzieherische Aufgaben. Die Verordnung verwehrt darum durchaus nicht, dass eine Mittelschule, der vollen Weite ihrer Aufgabe bewusst, sich als Unterrichtsziel setze, dem jungen Mann formal jene geistige Schulung und materiell jenen Schatz von Kenntnissen zu vermitteln, die ihn befähigen, passiv rezeptiv teilzunehmen und aktiv produktiv mitzuwirken an der heimischen Gegenwartskultur. So wird dann z. B. Philosophie von selbst dominierendes Zentralfach am Lyzeum. Ebensowenig verwehrt die Maturitätsverordnung mit ihrer etwas engen Orientierung, dass eine Mittelschule ihr bereits weiter gestecktes Unterrichtsziel hineinstelle in den Zusammenhang eines grossen und noch höher liegenden Erziehungszieles, dass nämlich parallel der Charakter auf die gleiche Höhe zu bringen sei, wie sie eben vom Geiste gezeichnet wurde, d. h. dass formal auch der Charakter mit seinen verschiedenen Kräften und Komponenten zu seiner relativen Reife und Selbständigkeit des sittlichen Handelns geführt werde, wie der Geist zur relativen Reife und Selbständigkeit des Denkens, und dass materiell dem jungen Menschen jene Schätze und Güter des religiös-sittlichen Lebens vermittelt werden, die als inhaltliche Bereicherung der Seele und des Charakters natürlich und übernatürlich von allgemeiner und grundlegender Bedeutung sind für den gebildeten Christenmenschen und seine richtige und selbständige Lebensführung. Im Lichte dieses Erziehungszieles erhellt ohne weiteres, dass an der Mittelschule die natürlichen und übernatürlichen Mittel der religiös-sittlichen Charakterbildung intensiver und ungestörter einzusetzen sind als beim ungebildeten Durchschnittsmenschen gleichen Alters. Wird aber die Mittelschule und ihre Bildungs- und Erziehungsaufgabe so aufgefasst, so wird wahrhaftig in ihr niemand mehr einen blossen Korridor zur aula academica erblicken, den man so rasch als möglich durchheilt, ja nach Möglichkeit immer verkürzt. Sondern jedermann wird sehen, dass die Mittelschule selbst eine eigenwertige Aula ist, in der man sich mit Fug und Recht jahrelang, länger selbst als an der Hochschule, aufhält, weil auch sie etwas für das Leben bietet, ja weil sie den Menschen seinen primären und wesenhaften Beruf und die Einordnung alles weiteren in ihn lehrt, die Hochschule aber nur den eingeordneten sekundären und akzessorischen.

Ist Bildung des Geistes zur wahren Humanität das eigentliche und volle Mittelschulziel, so tritt auch die ganz vorzügliche Eignung des *humanistischen* Gymnasiums ins rechte Licht. Diese Seite der Frage kann hier nicht einlässlicher erörtert werden. Es ist auch wohl nicht nötig. Blos sei in diesem Zusammenhang hingewiesen auf einiges, das der „Bericht über die Lage des Arbeitsmarktes der technischen Berufe in der ersten Hälfte 1930“ feststellt. Gewiss handelt es sich um jene unter den aka-

demischen Berufen, die dem humanistischen Gymnasium vielleicht am fernsten stehen. Trotzdem zeigte die Umfrage bei den Arbeitgebern über ihre Wünsche bezüglich der Ausbildung Folgendes: „Von vielen Seiten wird auf einen Mangel an Allgemeinbildung aufmerksam gemacht. Die Ausbildung wird als zu einseitig technisch angesehen. Der Ingenieur spielt im Zeitalter der Technik eine immer grössere Rolle und kommt mit wichtigen volkswirtschaftlichen und sozialen Fragen in Berührung, die mehr wie früher erfordern, dass unsere Ingenieure nicht nur technisch durchgebildet sind, sondern auch über eine gute Allgemeinbildung verfügen, die sie den rechtlich-wirtschaftlichen und sozialen Fragen gegenüber selbständiger stellt. Es wurden Stimmen laut, die sogar zum Eintritt in die E. T. H. die humanistische Maturitätsprüfung verlangen. Aber auch dem Techniker (der nicht durch die E. T. H. geht, sondern nur ein Technikum absolviert, d. Verf.) kann eine bessere allgemeine Bildung nur nützen, denn wie oft steht dieser Mangel seinem Avancement im Wege.“ (S. 14.) Und ferner: „Hinsichtlich der Aufnahmeprüfung an die E. T. H. wird immer noch eine Verschärfung, namentlich hinsichtlich allgemeiner Bildung gewünscht“ (S. 15) . . . „Andererseits ist der Wunsch geäußert worden, die Studienprogramme, besonders der Mittelschulen, möchten technisch nicht allzu hoch getrieben und weniger detailliert und spezialisiert gehalten werden. Hier dürfte sich vielleicht der Weg zeigen, den steigenden Ansprüchen in obiger Hinsicht auf Kosten der allzuweit gehenden Spezialisierung gerecht zu werden, ohne allzugrosse Ueberlastung der Studierenden.“ (S. 17.) Wenn darum Schulen vom Typus C, wie z. B. die Zürcher Oberrealschule, sich in den letzten Jahrzehnten ganz im Geiste der angeführten Voten sprachlich und allgemein bildend in der Richtung auf uns zu entwickeln, so wollen wir das freudig dankbar notieren.

Und endlich ist der abendländische Mensch und seine Kultur historisch einfach *christlich*. Darum muss auch die Bildung und Formung des Menschen durch diese Kultur und seine Einführung in ihre Schätze nicht nur moralisch, sondern auch historisch notwendig christlich sein. Karl Adam geht in seinem tieferen und überaus gediegenen Büchlein „Christus und der Geist des Abendlandes“ (Kösel-Pustet) der Frage nach: „Warum gilt gerade uns Abendländern der volle Ernst der Botschaft Jesu? Warum sind wir in einer ganz besonderen Weise Christus verhaftet, derart verhaftet, dass wir nicht blos unser übernatürliches, sondern auch unser natürliches Leben töten, wenn wir Christus preisgeben?“ (S. 7.) Das muss darum dem jungen Menschen von der Mittelschule als Grundhabitus in die Seele geprägt werden, dass es für ihn, ähnlich wie für den Benediktiner, in gewissem Sinne gleichgültig oder nebenschälich ist, welchen besondern Aufgaben er sich widmet, dass aber die eine Hauptaufgabe dabei für ihn immer bleibt, die besonderen Aufgaben zu erfassen und zu erfüllen als Dienstleistung an den himmlischen Herrn und wahren König, dessen Wille alles ist, was sich ihm in den Forderungen seiner Stellung, im Gebot des Tages und der Stunde offenbart. So kann der eine bei seiner Berufsaarbeit mit seiner guten Meinung ex fine operantis Gottes Ehre und seine Heiligung im Berufswerk fördern, der andere kann überdies ex occasione operis für das Reich Gottes wirken, insofern ihm sein Beruf Gelegenheit verschafft zum Kontakt mit Mitmenschen, auf die er wenigstens durch sein Beispiel unfehlbar heiligend wirkt, wieder ein anderer — und nicht nur der Theologe, wenn auch er im vorzüglichsten Sinne — kann seinen sekundären Beruf dem primären einbauen auch ex fine operis, „auf Grund der immanenten Beziehung seines Sinngehaltes zum Gottesreich, . . . durch den inneren Zusammenhang, den ein

Beruf, etwa der des Erziehers oder der des Forschers, mit dem Gottesreich besitzt" (Hildebrand S. 21.). Alles das kann und muss entscheidend auf der Mittelschule schon gepflegt und eingepflanzt und durch Uebung zur Gewohnheit gemacht werden, allerdings graduell verschieden nach Alter und persönlicher geistig sittlicher Reife der Schüler. *Und das ist der wesentlichste Beitrag der Mittelschule zur Berufsauffassung.* Das ist zugleich nichts anderes als die Verwirklichung der drei ersten Vaterunser-Bitten, in denen ja der Beruf des Christenmenschen gemäss der Einheit der lex orandi mit der lex vivendi vom Heiland selbst seine klassische Fassung erhalten hat: Jedes Menschen Aufgabe in all seinem Tun und Lassen ist, dass Gottes „Name geheiligt werde“, und dass sein „Reich zu uns komme“, oder wie wir oft sagen, seine Ehre und unser Heiligwerden; und auf dieses Doppelziel arbeiten wir hin, indem wir das unsere beitragen, auf dass „sein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.“ Könnte die Mittelschule das bei ihren Zöglingen erreichen, sie alle wären beim Abgang von ihr wahrhafte Träger der katholischen Aktion.

Das Wort Charakter

In einer sehr lehrreichen Abhandlung bespricht Alfred Körte im „Hermes“ (Bd. 64, 1929, H. 1, S. 69—86) den Bedeutungswandel dieses Wortes. Wir geben im folgenden einen kurzen Auszug seines Gedankenganges.

Xagaxtijg ist seiner formalen Bildung nach ein nomen agentis, bezeichnet also ursprünglich den Ausübung der Tätigkeit, den „Präger“. (Die Grundbedeutung des Verbs ist allerdings zunächst „erzürnen, aufreizen“, dann „schärfen, schleifen“; dann erst kommt es zur doppelten technischen Bedeutung von „Schreiben“ auf Stein, Holz oder Erz und zum „Prägen“ der Münze.) Das nomen agentis wird in der Folge zum Werkzeug degradiert, womit die betr. Tätigkeit vollzogen wird (vgl. unsern Bohrer, Staubsauger). Aus dem „Prägestock“ sodann wird überraschenderweise das durch ihn Hergestellte, das „Gepräge“ (vgl. == „Anzieher“, dann das angezogene Gewand selbst: der „Ueberzieher“). Ähnlich ist unser deutsches „Stempel“ zunächst das Werkzeug, womit ein Kennzeichen hergestellt wird, dann dieses Kennzeichen selber. Vom „Gepräge“ ist nur noch ein Schritt zur Bedeutung „Münze“, ja der Plural kann einfach für „Geld“ gesetzt werden.

Das Bild vom Gepräge, Stempel wird ziemlich früh auf den Menschen angewendet, aber nicht zur Bezeichnung seines seelischen Gepräges, der unmittelbaren individuellen Eigenart, wie wir heute das Wort Charakter vorwiegend gebrauchen. Es bezieht sich mitunter auf die körperliche Erscheinung, häufiger auf den Stempel der Mundart, die Eigentümlichkeit der Sprechweise, dann auf das Gepräge der geformten Rede, die Art, sich auszudrücken, den Stil: Charakter = Stilart.

Die Uebertragung des Wortes auf das *ethische Gebiet* hat erst Aristoteles' Schüler Theophrast in seinem 319 erschienenen „Charakteren“ vollzogen. In seinen Charakterskizzen wird aber niemals die Darstellung eines Individuums erstrebzt, sondern stets die eines Charaktertypus. Das entspricht im Grunde auch dem Sinn des Wortes, denn der Stempel einer Münze ist nicht für ein einzelnes Exemplar bestimmt, sondern kehrt immer auf einer Reihe von Stücken wieder.

Menander, der trotz der starken Benützung der alten Komödiertypen unverkennbar vom Typischen fort zum Individuellen strebt, scheint der erste griechische Schriftsteller zu sein, der das Wort Charakter für die *individuelle Eigenart* eines einzelnen Menschen gebraucht hat.

Körte fasst zusammen: „Das schöne Bild von dem

untilgbaren Gepräge, das den einzelnen Metallstücken ihre Eigenart und ihren festen Wert gibt, und die Anwendung dieses Bildes auf den Menschen verdanken alle modernen Kultursprachen den Griechen. Aber diese haben es ganz überwiegend für etwas Formales, für das feste Gepräge des Stils gebraucht. Wenn sie es auf die menschliche Seele anwenden, so denken sie meist an Typen, nur ganz selten an Individuen. Das was wir in dem Wort Charakter als ganz besonders wichtig empfinden, die persönliche Eigenart des Individuums, die ihm den Stempel des Einmaligen verleiht, haben die Schöpfer des Wortes kaum mit ihm auszudrücken versucht. Durchaus fremd ist dem griechischen Wort das Willenselement, das . . . wir heute in der Umgangssprache einseitig betonen, wenn wir etwa sagen: Der Mann hat Charakter. Fremd ist ihm auch die Möglichkeit einer Entwicklung und Ausbildung der in der angeborenen Eigenart beschlossenen Kräfte. Kein Griecher hätte die Verse prägen können:

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt."

R. L.

Die Bibel in 642 Sprachen

Die britische Bibelgesellschaft hat bis Ende Januar 1931 Bibelausgaben in 642 Sprachen veranstaltet. Im letzten Jahre sind 12 neue Übersetzungen dazu gekommen. „Ostschiweiz“, Nr. 129, 18. IV. 31.

Bücherecke

Aschendorffs Sammlung lateinischer und griechischer Klassiker: Euripides' Hippolytos, herausgeg. von W. Schwarz. I. Text. 1927. XII und 92 S. Kart. Mk. 1.—; geb. Mk. 1.25. II. Kommentar 1931. 56 S. Mk. —.75.

Die Einleitung bringt das Wichtigste über Leben und Persönlichkeit des Euripides und die Eigenart seines dichterischen Schaffens, ferner über die Sage und den Kultus des Heroen. endlich eine kurze Notiz über die beiden Hippolytosdramen. Der über 30 Seiten starke Anhang behandelt erschöpfend die Metra und spricht daneben über den Einfluss des Hippolytos auf die Nachwelt. Den Abschluss bilden Leseproben aus Senecas Phaedra und Racines Phèdre.

R. L.

Das Lukasevangelium, herausgeg. und erkl. von Dr. P. Konstantin Rösch und Dr. Jos. Kahle. I. Text. Mit Titelbild. 1931. 126 S. Kart. Mk. 1.15; geb. Mk. 1.40.

Dem griechischen Text liegt die Ausgabe von Vogels zugrunde. Die Einleitung — ein Meisterstück ihrer Art — unterrichtet über die Evangelien im allgemeinen (Namen, Symbole, gegenseitiges Verhältnis, Grundsprache, äussere Form des griechischen Textes, älteste Übersetzungen) und das Lukasevangelium im besondern (Persönlichkeit des Verfassers, charakteristische Eigentümlichkeiten, Echtheit, Quellen, Leserkreis, Sprache, Zeit der Abfassung). Ein Anhang bringt Proben bedeutsamer Übersetzungen aus verschiedenen Jahrhunderten (Vulgata, Ulfila, Heliand, Luther etc.). Der Kommentar liegt noch nicht vor. Die Ausgabe entspricht einem dringenden Bedürfnis und bildet eine Zierde der ganzen Sammlung.

R. L.

Platons Symposium, herausgeg. von A. Bock. I. Text. 1927. XII und 92 S. Kart. Mk. 1.20; geb. Mk. 1.45. II. Kommentar. 1931. 24 S. Mk. —.50.

Der Herausgeber hat seine heikle Aufgabe in geschickter und delikater Weise gelöst. Vor allem war es ihm um klare Heraushebung des Gedankenganges und Aufbaues zu tun. Das ist ihm trotz der vielen Kürzungen und notwendigen Auslassungen gelungen, zumal bei Unterbrechungen der Inhalt jeweiligen deutsch kurz skizziert wird. Die Einleitung zeigt, wie Platon zur Philosophie kam und zeichnet seine weitere Entwicklung bis zur Abfassung des Symposium. Der sehr ausführliche Anhang gibt eine ethisch-ästhetische Würdigung und behandelt die Nachwirkung des Stücks in Literatur und Kunst. Endlich folgt ein Kapitel über die Akademie und als Vergleichsstück zu Kap. 32 eine Befreiung «Sokrates in den Wolken des Aristophanes».

R. L.

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCHE HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTLEITUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Griechenland - Europa - Asien - Der lateinische Genius nach Brunetière - Für den Vergilunterricht - Bücherecke.

Griechenland — Europa — Asien

W. Halder, Sek.-Lehrer, Römerswil.

Vor mir liegt der Atlas. Die Europakarte ist aufgeschlagen. Der Blick schweift über den Rumpf des Kontinentes hin zu seinen Gliedern, die sich nach allen Himmelsrichtungen in die Meere hinausrecken: Finnland, Skandinavien, England, Bretagne, Spanien, Italien, Griechenland. Hier bleibt der Blick haften, auf dem alten Hellas.

I. Griechenland — Europa.

*Graecia capta ferum victorem coepit, et artes
Intulit agresti Latio.* (Livius.)

Verblasste Erinnerungen tauchen auf aus der Zeit, da wir griechische Geschichte lernten, da uns erzählt und erklärt wurde, wie vor alten Zeiten auf der kleinen Halbinsel zwischen Kleinasien und Italien, gewissermassen auf der Schwelle Europas, zum erstenmal abendländische Kultur erblühte. Und diese „griechische Kultur wurde der Sauerzeug der alten Welt, durch das Weiterleben dieser Kultur wurde für uns die Kontinuität der Weltentwicklung gesichert. Wir sehen mit den Augen der Griechen und sprechen mit ihren Ausdrücken.“ (Burckhardt.)

Das kleine Land ist zum Lehrer Europas geworden. Wie gering erscheinen aber seine räumlichen Ausmassen! Ein Anhängsel nur am grossen Kontinent! Aehnlich wie Europa ein Anhängsel Asiens ist. Fast möchte man die Proportion aufstellen: Griechenland: Europa — Europa : Asien. In bezug auf den Flächeninhalt stimmt die Proportion zwar nicht genau. Doch führen wir den Vergleich weiter auf das geschichtliche Gebiet, so ergeben sich frappante Aehnlichkeiten.

Ein Zipfelchen nur ist dieses Griechenland, ein Anhängsel am grossen Komplex Europa, doch gross genug, um die Brücke zu bilden, auf der die Kultur von Asien nach Europa schritt. Ja, noch mehr! Nicht bloss Kulturbrücke, Kulturvermittler war dieses kleine Hellas, sondern auch Kulturgestalter, so bedeutungslos Griechenland auch heute dasteht. Dieses kleine Volk wurde von der Vorsehung bestimmt, dem damals noch barbarischen, halbwilden Europa die Erfahrung der alten Welt — Aegypten, Babylon — in wissenschaftlicher Fassung und ästhetischer Form zu übermitteln. Freilich war diese Uebermittlung keineswegs eine freiwillige. Wohl gründeten die Hellenen an vielen Punkten der Mittelmeerküste Kolonien. Das taten sie aber im Interesse ihrer wirtschaftlichen und politischen Macht. Den „Barbaren“ von ihren Kulturgütern mitzuteilen, lag ihnen ferne. Allein die Vorsehung zwang sie zum Austeiln ihres Kulturreichtums. Sie liess durch den Mazedonierkönig Philipp die Schale brechen, welche bisher die hellenische Zivilisation auf das Landzipfelchen Griechenland und seine Kolonien beschränkt hatte: Philipp zerstörte die politische Macht, die staatliche Selbständigkeit der Griechen. Und sein Sohn Alexander lenkte die Quellwasser hellenischer Bildung in Vorderasiens Kulturflüsse, so dass griechisches und asiatisches Wesen sich zu einer neuen Kultur vereinigten, in welcher aber das hellenische Charakteristikum vorherrschte: zum *Hellenismus*.

In dieser Form übernahmen sie die Römer, und zwar begann dieser Hellenisierungsprozess schon mit der Unterwerfung der in Unter-Italien ansässigen Griechen, hauptsächlich aber mit der Eroberung Griechenlands durch Rom (146 v. Chr.). Gierig sogen die Römer griechisches Denken und Fühlen und Sichgeben ein. Die Vornehmen kauften sich griechische Lehrer für ihre Söhne, oder sie schickten letztere zur Ausbildung nach Athen auf die hohen Schulen. Nach griechischem Vorbild bauten sie Tempel, schrieben sie Bücher und hielten sie Reden. Ja selbst die griechische bzw. hellenistische Sprache (Koine) ging ins römische Kulturgut über. Wie durch Alexander der griechische Sauerzeug nach Asien, dem Osten, gelangt war, wird er jetzt durch die Römer nach dem Westen verpflanzt. Rom war zur Zeit Christi die Weltmacht schlechthin. Damit wurde die *hellenisch-römische* Kultur zur Kultur aller Länder rings ums Mittelmeer, bis hinauf nach Britannien im Westen und an die Nordküste des Schwarzen Meeres im Osten und bis tief in die Sahara hinein im Süden.

Doch Rom versank; Roms politische Macht fiel unter den germanischen Axthieben in Trümmer. Aus germanischem Volkstum, christlichem Geist und antiker Form entstand im 5.—8. Jahrhundert eine neue, die *abendländische* Kultur. Die Kirche übernahm es, das Gute an der griechisch-römischen Kultur ins Mittelalter und in die Neuzeit hinüberzurennen. Jahrhundertelang war sie die treue Archivhüterin dieser Schätze, bis die Renaissance im 14. und 15. Jahrhundert dieses Archiv aufriss und die zu neuem Leben erweckte antike Kultur in breitem Strom sich über die europäischen Lande ergoss. Aber leider führte der Renaissancestrom nicht nur die klaren Wasser antiker Formkunst mit sich, sondern wühlte auch den trüben Schlamm einer lockern Moral und heidnischen Denkweise wieder auf. Während die Kirche fortführ, das antike Element durch das christliche zu veredeln und zu vertiefen, gelangte er über die drei Stufen: Reformation, französische Revolution, bolschewistische Revolution zu einem tiefen Heidentum, als die Antike es je gesehen hatte, zum haltlosen *Materialismus*.

Diese beiden Mächte: Kirche einerseits und Materialismus anderseits bestimmen heute die Entwicklung Europas. Und jedes der zwei Lager stellt Lehrstühle auf. Die Völker Asiens aber kommen, um die europäische Bildung in sich aufzunehmen.

II. Europa — Asien.

Heute ist Europa, d. h. die Hälfte davon, nachdem man Russland lieber dem asiatischen Komplex zuschieben möchte, das Gefäss der Kultur. Und Europa legte an den Küsten Asiens Kolonien an, wie einstmals Griechenland an den Rändern des Abendlandes. Aber während Hellas seine Kultur nur nach Besiegung durch die „Barbaren“ an diese mitteilte, ist Europa bestrebt, den Asiaten seine Bildung freiwillig, ja mit vollen Händen auszuteilen.

Das Abendland hat ehemals die Griechen nachgeahmt in der Architektur, Erziehung, Philosophie; heute bauen auch Asiaten europäisch, lassen ihre Kinder nach europäischen Lehrplänen unterrichten, lenken ihre Gedanken

in die Bahnen eines Thomas von Aquin, Franziskus, Ignatius oder auch eines Kant, Nietzsche, Darwin, Marx.

In der Antike erwuchsen dem Griechentum kräftige politische Stützen, die seine Kultur — allerdings erst nach Zerstörung der staatlichen Souveränität der Hellenen — zur beherrschenden machten innerhalb jener Völker, bei denen sich die für die Fortentwicklung der Welt gültige und wichtige Geschichte abspielte: Alexanders Weltmacht, das römisch republikanische und cäsarische Reich.

Auch die Ausbreitung des Europäertums findet heute diese politische Unterstützung, freilich nicht durch fremde Gunst, sondern durch die Macht der kolonisierenden Nationen, vor allem Britanniens, dessen Sprache für weite Gebiete so etwas wie die einstige griechische Koine geworden ist.

Die kulturhistorische Aufgabe Europas ist heute die gleiche, wie die kulturhistorische Aufgabe Griechenlands vor mehr als 2000 Jahren: Vermittlung des Kulturgutes.

Man könnte die Menschheitskultur mit einem Strom verglichen, der von Vorderasien, der Wiege der Menschheit, nach Hellas flutet. Dort vermischt er sich mit den hellenischen Gewässern und wälzt sich in dieser Mischung weiter nach Westen. Doch sind die Wasser dieses Stromes, von menschlichen Unzulänglichkeiten durchsetzt, nach und nach so trübe und schlammig geworden, dass sie den Menschen, der davon trinkt, nicht mehr zu reinigen, zu stärken, zur Erreichung seines Ziels zu befähigen vermögen. Da erscheint der Gottessohn auf der Erde, wirft das reinigende Salz des Christentums in den trüben Kulturstrom. (. . Ihr seid das Salz der Erde. Matth. 5, 13.) Wo das Salz hindringt, klären und reinigen sich die Wasser. Die Menschen, die in diesem gereinigten Kulturstrom schwimmen, sehen wieder den Himmel.

Weiter nach Westen drängen sich die Gewässer der christlich-antiken Kultur, vermengen sich mit den Flüssen des mittelalterlichen, des Renaissance-, des reformatorischen, des revolutionären Europa.

Doch wohin sollen sich die Fluten der Kulturentwicklung nun wenden, da sie ja den ganzen europäischen Kontinent von Osten nach Westen durchflossen haben? Wenn ein Gefäß voll Wasser ist, so überfließt es an den tiefsten Punkten des Randes. Und so ergoss sich ca. im Jahre 1500 die europäische Kultur von den exponiertesten Punkten des Erdteils aus — Spanien, Portugal, Britannien — wie durch Ausgussröhren über alle Weltteile hin.

Europa ist für die ganze Erde von der Vorsehung zu einem Reservoir der Kultur bestimmt worden, wie einstens Griechenland es für Europa war.

Die menschenarmen Erdteile kamen für die *Vermittlung* der Kulturgüter kaum in Betracht. Sie erhielten durch Auswanderung eine europäische Bevölkerung. Die abendländische Kultur wurde somit nicht auf *neue Völker*, sondern bloss auf *neue Länder* überpflanzt. Ganz verschieden verhält sich aber *Asien* mit seiner Riesenbevölkerung, die beinahe das Dreifache der Bevölkerungszahl Europas ausmacht. Hier hat die Vorsehung Europa die Aufgabe erteilt, als Kulturbrücke, als Kulturbringer zu wirken. Die Entfernung spielt bei den heutigen Verkehrsmitteln keine Rolle mehr. Vor unsren Augen spielt sich der Vermischungsprozess zwischen asiatischer und europäischer Kultur ab, wobei die europäische, als die überlegene, der Kulturlegierung das Gepräge gibt. In Anlehnung an den Hellenismus kann man diesen Vorgang wohl *Europäisierung* und das Produkt davon *Europäismus* nennen.

Bei all der Ähnlichkeit zwischen Hellenisierung und Europäisierung springt doch ein Unterschied in die Augen: Griechenland übermittelte Europa eine *einheitliche Kultur*. Europa dagegen vermittelt heute an Asien eine

innerlich gespaltene Kultur, nämlich die christliche und die materialistische.

Weiter verschieden von dem antiken Zivilisationsprozess ist in dem gegenwärtigen die schon oft betonte Tatsache, dass die griechischen Staaten erst unter Fremdherrschaft gelangen mussten, ehe sie ihre Kultur mitteilten, während Europa die Uebergabe seiner Kultur an Asien selbst in die Hände nahm. Aber man muss sich bewusst bleiben, dass die materialistische Kulturwelt dies aus Eigennutz tat; nur das christliche Europa teilt seine Güter selbstlos, uneigennützig aus — es missioniert.

Nun stellt sich aber die Frage, ob Asien sich damit begnügt, hinzunehmen, was Europa ihm anbietet, oder ob es, wie die Römer über Griechenland, eines schönen Tages über das Abendland herfällt, um es auszuplündern. Diese Demütigung wird Europa umso sicherer erspart bleiben, je grossmütiger es sich in der Mitteilung seiner überlegenden Kulturgüter Asien gegenüber verhält. Nicht aus Eigenliebe, wie das materialistische Europa es tut, soll es seine kulturellen und zivilisatorischen Schätze den Asiaten vermitteln, sondern aus Nächstenliebe, wie es das christliche Europa immer gemacht hat. Wenn es jedem Kontinent die ihm zustehende politische und wirtschaftliche Macht belässt, und sich darauf beschränkt, den ausser-europäischen Völkern den Segen einer von christlichem Geist beherrschten und durchdrungenen Kultur zu vermitteln, dann bürgt gerade dieser christliche Geist für ein friedliches und fruchtbare Zusammenarbeiten in allen für das Glück der Menschheit entscheidenden Fragen.

Der lateinische Genius nach Brunetiére

Von Dr. P. Rup. Hänni, O.S.B., Sarnen.

Am 9. Dezember dieses Jahres feiert Frankreich den 25. Todestag von Ferdinand Brunetiére, eines hervorragenden Literaten und Publizisten, des grössten Konferenzredners neben Lacordaire. Nach Faguet ist seit dem Tode von Renan und Taine Brunetiére die einzige führende Persönlichkeit des französischen Gedankens gewesen, den er durch seine Bücher und seine Ideen gerade bei den kraftvollsten, ernstesten und nachdenklichsten Geistern unserer Zeit zu bestimmen fortfährt. Sind auch heute manche seiner kritischen und literarischen Urteile nicht mehr haltbar, so hat doch das, was er über die Antike in ihrer Bedeutung für das moderne Geistesleben gesagt hat, bleibenden Wert. Insbesondere verdienen seine feinsinnigen Ausführungen über den *lateinischen Genius* unsere Beachtung, mögen wir dabei auch im einen und andern Punkt nicht oder nur unter einem gewissen Vorbehalt zustimmen.

I.

Die lateinische Literatur — wir geben im folgenden stets Brunetières Gedanken wieder — atmet, ganz abgesehen von ihrer intellektuell bildenden Kraft, einen der jugendlichen Natur zusagenden *Geist*. Wenn die Erziehung sich das Ziel setzt, einen solchen gesunden Geist zu bilden, so kommt für diesen Zweck keine Disziplin der Schulung durch die lateinischen Klassiker gleich. Sie haben ihre Fehler, aber dabei hüten sie sich, auf Kosten des gesunden Menschenverstandes glänzen zu wollen, sie sind klar, entschieden und massvoll. Um einen Gedanken zu entwickeln, ihn in seine Teile zu zerlegen und, wenn nötig, wieder unter Ausschluss jedes fremden Elementes zu rekonstruieren, sind die Römer einfach unübertroffen. Das kommt daher, dass bei ihnen die Vernunft die Einbildungskraft beherrscht, sie zügelt und ihr nur seltene und ungefährliche Seitensprünge erlaubt. Im Umgange mit den lateinischen Klassikern kann der Geist kaum andere als gute Gewohnheiten annehmen, und nirgends findet er bessere oder auch nur gleichwertige Führer. Dante

ist zu subtil und anderseits zu leidenschaftlich, Shakespeare ist zu tiefgründig, oft auch zu dunkel, Goethe ist zu gelehrt und oft zu originell; was endlich unsere eigenen Sitten und Gewohnheiten anbelangt, so sind sie eben ein Spiegelbild unser selbst: das allen diesen Größen der Literatur Gemeinsame schulden sie nicht zum wenigsten den Lateinern, und wie sie, müssen wir es an der Quelle suchen gehen. Die lateinischen Klassiker übertreffen alle an gesundem Menschenverstand und vernünftigem Empfinden, ein Umstand, den sie dem Charakter ihrer Sprache, der ernstesten, die jemals gesprochen wurde, oder ihrer nationalen geistigen Eigenart, oder ihrer geschichtlichen Entwicklung, oder sonst einem Faktor verdanken. Wenn die Griechen die Logik der Philosophen erfunden haben, sind die Lateiner die Meister dieser Logik und bleiben es, einer Logik, die, wenn man will, wenig spitzfindig, aber dafür nützlicher und alltäglicher, der Ausdruck des gesunden Menschenverstandes und des täglichen Lebens ist.

II.

Das gleiche lässt sich von ihrer *Psychologie* sagen. Wenn die Lateiner keine eingefleischten Engländer oder Franzosen sind wie Shakespeare oder Molière, so sind sie um so mehr Vertreter des reinen Menschentums. Nichts findet sich bei ihnen von ausgesprochen lokalem Charakter, von zu starker Eigenart, fast nichts rein Individuelles. In einer sehr allgemeinen Sprache bringen sie Gefühle zum Ausdruck, die die der Menschheit im allgemeinen sind. Viele hervorragende Schriftsteller, besonders Dichter, seien es nun Deutsche, Engländer, Franzosen oder Italiener, sind nur für reife Männer verständlich, die die gleichen Lebenserfahrungen gemacht haben wie jene, so Shelley, Heine, Vigny. Andere, besonders Dramatiker und Romanschreiber, werden nur von Lesern ihrer eigenen Nation nach allen Seiten hin erfasst und ausgekostet, so Racine, Calderon und Shakespeare. Die klassischen Vertreter der lateinischen Literatur aber, Vergil oder Cicero, Horaz oder Livius, Terenz oder Cäsar versteht jeder, der nur denkt. Sie sind Kosmopoliten, passend für alle Zeiten und alle Länder. Ein Philosoph könnte sagen, dass sie außer und über den Kategorien von Raum und Zeit ihre Beobachtungen machen, ihre Ideen sammeln und ihre Werke schreiben. Mit leichter Hand, in sichern Zügen entwerfen sie, um mich so auszudrücken, die psychologischen Umriss des Universalmenschen, dessen Seele trotz aller Veränderungs- und Komplikationsfähigkeit, trotz der mannigfachen Bereicherung, unter dem Einfluss von tausend günstigen Umständen nimmer aufhören wird, in letzter Linie doch sich selbst widerzuspiegeln. Aus diesem Grunde sind sie einfach, ja von solcher Einfachheit, dass sie sogar in sprachlicher Hinsicht in Stilkunstlei aussarten kann. Das Geheimnis dieser Schlichtheit haben wir seither nicht wieder gefunden; sicher ein weiterer Beweis dafür, dass die Lateiner für die Erziehung der Jugend vortrefflich geeignet sind.

III.

Das gleiche Gepräge wie ihre Psychologie hat ihre *Moral*. Sie geht ausschliesslich aus der menschlichen Natur hervor, ist eine Laienmoral im buchstäblichen Sinne des Wortes. Gerade dieser Umstand wird sie vielleicht vor der Proskribierung aus dem Lehrplan bewahren, wenn nicht gar ihre Einführung obligatorisch machen. Bossuet und Voltaire vermögen leicht ihre Leser zu Schwärzern zu machen. Weder Cicero noch Livius sind dazu fähig. Wer könnte aus den Schriften des Horaz eine Lehre der Intoleranz ziehen? Wem der leichte Aberglauben Vergils irgend welches Misstrauen einflössen? Wollte man aber bei den Koryphäen der modernen Literatur alle jene Werke ausscheiden, die einen ausgesprochen konfessionellen Charakter haben, so müsste man gar vieles darangeben, sogar die Dichter würden eine

starke Einbusse erleiden, indem Dante, Tasso, Lope und Calderon ebenso ausgesprochen katholisch sind, als Milton protestantisch ist. Die Vorschriften hingegen, die wir den Lateinern entnehmen, ihre moralischen Grundsätze sind ob ihrer Freiheit und Unabhängigkeit von jedem Dogma für alle annehmbar, sowohl für die jüdische Schule als das protestantische Gymnasium und das katholische Collège. Diese Moral beunruhigt ebensowenig die Gewissen in Moskau wie in Madrid und bildet gerade deshalb den allgeeignetsten Stoff für die Erziehung junger Menschen. Ernste Jugendbildner fügen hier noch einen weiten, nicht zu unterschätzenden Grund hinzu. Wenn die lateinischen Schriftsteller oft auch etwas derb sind, unzart in ihren Witzen und manche Obszönität unterläuft, so macht dies doch weniger Eindruck, gerade weil es in lateinischer Sprache geschrieben ist. Sodann wird es auch leicht, sie zu „purgieren“, denn das Weib nimmt in ihrer Literatur einen verhältnismässig sehr geringen Platz ein. Weit schwieriger ist dies bei den modernen Schriftstellern, wo die Mehrzahl der Werke sich fast ausschliesslich um die Leidenschaft der Liebe oder ähnliche Motive dreht. Gewiss kann man ohne Prüderie behaupten, dass andere Stoffe als diese erotischen sich für die Erziehung der Jugend besser eignen.

(Fortsetzung folgt.)

Für den Vergilunterricht *

Von Prof. Dr. Karl Schneider, St. Gallen.

Soll da schon wieder eine italienische Vergilausgabe angezeigt werden, bevor man die von Sabbadini hat recht studieren können? O nein! Sondern etwas viel Schöneres: die prachtvolle Vergilnummer der *Illustrazione Italiana*. Sie ist freilich schon Ende 1930 erschienen als Supplemento zu Nr. 49 vom 7. Dezember. Ich habe sie leider etwas spät in die Hand bekommen, weshalb ich erst heute darüber sprechen kann.

Es ist ein Bilderbuch mit 67 Seiten Text, 26 Tafeln und 173 Abbildungen im Texte. Dazu kommt ein von Vittorio Grassi gemaltes Deckelblatt. Das Heft ist vorn und hinten von einer Menge ganzseitiger, illustrierte Reklamen umgeben. Diese habe ich vom Buchbinder entfernen lassen, und nun liegt das Quartheft mit Grassis Deckelbild schön gebunden vor mir und macht mir grosse Freude.

Ich will versuchen, einen kurzen Einblick in dessen Inhalt zu geben.

Zuerst kommen, wie es sich gehört, die Portraits des Dichters, deren es mehr gibt als man glaubt, von den römischen Mosaiken und dem Bild aus dem Cod. Vat. Lat. 3867 an bis zu den Gemälden von Signorelli im Dom zu Orvieto und von Gaudenzio Ferrari im Louvre zu Paris. Hervorheben will ich nur das in schönem Farbendruck hinter p. 40 (die Tafeln sind leider nicht nummeriert) wiedergegebene Vergilportrait, auf dem vor ungefähr 40 Jahren in Susa, dem antiken Hadrumetum, gefundenen Mosaik. Auf diesem, sonst nur schwer zugänglichen Mosaik sehen wir den Dichter, wie wir ihn uns nach der Donatvita vorstellen, mit gebräuntem, bärirschtem Gesichte.

In zweiter Linie mache ich aufmerksam auf die vielen Abbildungen aus Vergilhandschriften, die der gewöhnliche Sterbliche sonst kaum zu sehen bekommt; sie sind über das ganze Heft zerstreut.

Dann weise ich hin auf die wirklich wertvollen Künstlerdarstellungen von Szenen aus der Aeneis. Man ist geradezu entzückt über die Tafeln hinter p. 28 oder hinter p. 60. Der Aufsatz von Roberto Papini, *Virgilio e l'arte medioevale e moderna* p. 61—66 gibt geschickte Anleitung zu ihrer Betrachtung.

* *Virgilio* a cura di Vincenzo Ussani e Luigi Suttina. Mailand, Fratelli Treves

Weiter sind zu nennen die Vergillandschaften. Ein von guten Abbildungen begleiteter Aufsatz von *Luigi M. Ugolini*, *Enea a Butrinto e gli scavi archeologici italiani* p. 9—14 bietet die erste zusammenfassende Darstellung der Ausgrabungsergebnisse im albanischen Butrinto, dem antiken Buthrotum, wo sich, so kündet die Sage, nach Trojas Zerstörung Priamus' Sohn Helenus mit seiner Gattin Andromache niedergelassen hatte. Aeneas besuchte ihn auf seiner Fahrt nach Italien. *G. E. Rizzo* schreibt p. 15—21 über Virgilio e la Sicilia. Als sehr wertvoll bezeichne ich die mit nützlichen Bildern geschmückte Abhandlung von *Amedeo Maiuri*, *monumenti e luoghi Virgiliani nella Campania*. Er klärt uns in verdankenswerter Weise auf über Cumae, die neu entdeckte Grotte der Sibylle, den Berg von Misenum, den Avernersee, das angebliche Grab Vergils in Neapel und anderes mehr. Schön ist endlich auch der Aufsatz von *G. A. Sartorio*, der uns mit Wort und Bild die Landschaft Latium zwischen Tibermündung und Numicius (Rio Torto) vorführt.

Unser Bilderbuch enthält im ganzen 12 kürzere Abhandlungen. Neben den eben genannten erwähne ich nur noch die Arbeiten der beiden verdienten Herausgeber. *Vincenzo Ussani* unterhält uns recht fesselnd über il culto di Virgilio nell'Africa Latina und *Luigi Suttina* schreibt sehr angenehm über Virgilio nella leggenda e nella fantasia del medio evo. Der Hauptwert dieser beiden, wie übrigens aller Arbeiten des Heftes besteht darin, dass sie den Stoff in populärer Form sozusagen gebrauchsfertig darbieten. Der Aufsatz von Suttina z. B. kann dem Lehrer die Lektüre des dicken Buches von Comparetti, Virgilio nel medio evo, ersparen.

Mit all dem ist aber der Inhalt des Vergilbilderbuchs noch lange nicht erschöpft. Das will ich auch nicht. Der Zweck dieser Besprechung ist, Philologen und Historiker und überhaupt alle, die Vergil lieben, auf dieses prächtige Werk aufmerksam zu machen, und sie zu ermuntern, es zu kaufen. Der Preis ist erschwinglich. Mein Buchhändler hat Fr. 10.50 dafür verlangt, und der Einband hat mich Fr. 5.50 gekostet. So besitze ich für 17 Schweizerfranken einen wundervollen illustrierten Vergilkommentar, von dem niemand begreift, dass er nicht doppelt soviel gekostet hat. Jetzt verstehen wir auch den Wust von Inseraten, der das Bilderbuch beinahe erstickt; sie haben es dem Mailänder Verlage ermöglicht, die Vergilnummer spottbillig abzugeben. Auch Kollegen, die nicht italienisch verstehen, sollen das Heft ruhig kaufen. Das Wesentliche darin sind die Bilder, und wenn ein Aufsatz sie besonders interessiert, so wird eine edle Seele ihnen schon als Uebersetzer bereit stehen.

In der Vorrede macht *Vincenzo Ussani* eine Bemerkung, die mir ein bisschen weh tut; er sagt, dass der beschränkte Raum sie leider gezwungen habe, nur eine Auswahl dessen zu veröffentlichen, was sie mit grosser Mühe gesammelt hatten. Wir wollen aber mit dem Gebotenen zufrieden sein und es dankbar geniessen.

Bücherecke

Pfohl, Neues Wörterbuch der spanischen und deutschen Sprache. I. Teil, Spanisch-Deutsch, XII u. 450 S. R.-M. 7.—; II. Teil, Deutsch-Spanisch, 595 S. R.-M. 9.—. Beide Teile in einem Leinenband R.-M. 15.—. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1931.

Nachdem Pfohls Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache in kurzer Zeit zu ausserordentlicher Beliebtheit gelangt ist (30 Auflagen innerst 15 Jahren!), begrüßt man es lebhaft, dass Verlag und Autor sich entschlossen haben, ein nach denselben Grundsätzen gearbeitetes Werk auch in den andern neuern Sprachen herauszugeben. Pfohl hält auch in diesem neuen Wörterbuch die goldene Mitte zwischen den umfangreichen „Wälzern“ und den nur beschränkt brauchbaren „Notwörterbüchern.“ Auf verhältnismässig beschränktem Raum

bringt er über 100 000 Stichwörter, darunter Tausende von neuen, wichtigen Ausdrücken, die bisher in keinem Wörterbuch zu finden waren, zumal aus den Gebieten des Sports, Handels und Verkehrs, der Technik und Industrie, der Erfindungen etc. Die Berücksichtigung der modernen Redensarten ist eine sehr weitgehende. Grosser Sorgfalt wird auf deutsche Sprachreinigkeit und -richtigkeit gelegt. Die nur bei unregelmässiger Betonung angegebenen Aussprachehilfen sind im phonetischen System des Weltaltschriftvereins geboten. Trotz seiner über 1000 dreispraltigen Seiten ist der Band sehr handlich, die Schrift ist dank des weissen Papiers und klaren Druckes sehr leserlich.

R. L.

Hain, A. M. Princess Odo del Aves or Kindness Rewarded, brosch. Mk. 0.70; **The Rescue of Odo, the Prodigal Prince,** brosch. Mk. 0.90. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses Ltd. Halle-Saale 1931.

Zwei ansprechende kurze Märchen in einfachem, klarem Stile, geeignet als Schullectüre für das zweite Jahr Englisch, besonders an Mädchensekundarschulen. Das erste Heft (24 Seiten) lässt sich inhaltlich in das Sprichwort kleiden: Wohltun trägt Zinsen. — Das zweite Heft (50 Seiten) ist eine andere Fassung des Gleichnisses vom verlorenen Sohne, mit tiefem moralischen Gehalte und teilweise spannendem Stile.

-st

Röhl, Dr. Hans, Wörterbuch der deutschen Literatur (Teubners kleine Fachwörterbücher, Bd. 14). 2. völlig neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1931. Geb. Mk. 6.80.

Das beinahe 300 Seiten starke Büchlein enthält mehr, als der Titel verspricht. Ueber die Literaturgeschichte hinaus orientiert es auch über die Gebiete der Poetik, Metrik, Stilistik, Sprachgeschichte, das Schrift-, Buch- und Theaterwesen. Auf anderwärts behandelte Stichwörter wird regelmässig verwiesen. Der Anhang bringt eine Zeittafel und eine reiche Bücherkunde. Die im Text angegebene Literatur ist fast durchwegs im Buchhandel oder einfachen Bibliotheken leicht erhältlich. In der vorliegenden 2. Auflage wurden auch Koschs Literaturlexikon und Merker-Stammlers Reallexikon ausgiebig benutzt. So bildet das handliche, alphabetisch geordnete Büchlein eine wertvolle Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte.

R. L.

Röhl, Dr. Hans, Geschichte der deutschen Dichtung. 8. vollständig durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1931. VIII und 382 S. Geb. Mk. 5.20

Das Buch will nicht ein Nachschlagewerk mit möglichst lückenloser Vollständigkeit von Namen, Titeln und Daten sein, sondern vor allem zum Verständnis der poetischen Schätze der deutschen Literatur anleiten. Es beschränkt sich daher auf die Behandlung des dauernd Wertvollen. Eine solche Auswahl wird naturgemäss nicht alle Wünsche befriedigen können, besonders wo es sich um die Darstellung der jüngern und jüngsten Dichtung handelt. Diese Periode abgerechnet, wird man dem Werk immerhin eine relative Vollständigkeit zuerkennen müssen. Es dürfte auch kaum eine protestantische Literaturgeschichte geben, die der anders gerichteten Weltanschauung in gleich wohl-tuender Aufgeschlossenheit und Objektivität gegenüber trüte. Die Neuauflage bestärkt diesen Eindruck, indem eine Reihe von Stellen, die in den früheren Auflagen noch unangenehm polemisch klangen, ausgemerzt oder retouchiert worden sind, was hier dankbar vermerkt sei (wir verweisen diesbezüglich auf die von uns früher beanstandeten Auslassungen über Murner, Hrothsuit, Hutten, Luther, Nietzsche). Freilich finden sich auch jetzt noch gelegentliche Einseitigkeiten, die man der Weltanschauung des Verfassers zugute halten muss. Wohl nicht verletzend gemeint, aber doch irreführend ist es, wenn von Adalbert Stifter gesagt wird, dass «auch die Stärke seines katholischen Glaubens den Unglücklichen nicht hat hindern können, seinem Leben selbst ein Ziel zu setzen». Der edle, tiefreligiöse Dichter starb bekanntlich in geistiger Umnachtung. Diese geringen Aussetzungen können uns indes nicht hindern das klar und lebendig geschriebene, ausgezeichnet charakterisierende Werk warm zu empfehlen. Auch den Schülern unserer oberen Klassen darf es unbedenklich in die Hand gegeben werden. Gerade für sie sehr wertvoll ist auch das Register, das nicht nur die im Buche erwähnten Personen mit ihren Lebensdaten anführt, sondern auch sachliche Schlagworte aufweist mit willkommenem Ueberblick über die betreffenden Fragenkomplexe.

R. L.

MITTELSCHULE

BEILAGE ZUR „SCHWEIZER-SCHULE“

PHILOLOGISCHE - HISTORISCHE AUSGABE - SCHRIFTLEITUNG: DR. P. ROBERT LÖHRER, PROFESSOR, ENGELBERG

INHALT: Der lateinische Genius nach Brunetière — Die Augustus-Charakteristik bei Tacitus — Zwei altsprachliche Wörterbücher — Praktisches Bibellexikon — Moderne deutsche Dichtung — Berichtigung.

Der lateinische Genius nach Brunetière

Von Dr. P. Rup. Hänni, O.S.B., Sarnen.
(Schluss.)

IV.

Ein weiterer Zug der Lateiner ist ihre *Universalität* und *Realität*. Der Geist, der sich durch das ganze Römer-
tum zieht, ist grundverschieden vom griechischen. „Die Griechen,” sagt ein berühmter Philosoph, „haben nur den Griechen und den Barbaren gekannt, die Römer allein den Menschen!”

Das mag denn auch der Grund sein, warum die Griechen zur Zeit der Renaissance sich nie eines vollen Vertrauens erfreut haben. Im strengsten Gegensatz hierzu zeigt der Geist der lateinischen Völker eine gewisse Tendenz zum *Universalismus*, man möchte sagen zum *Katholizismus*, wenn dieser letzte Ausdruck nicht griechisch wäre und einen gewissen Doppelsinn zuliesse. Mögen wir die Römer in ihrer Politik oder im Zivilrecht, diesem unsterblichen Denkmal des römischen Genies, betrachten oder sie in den Kunstwerken ihrer Architektur, ihrer Beredsamkeit und ihrer Poesie studieren, überall macht sich die Tendenz zur *Universalität* bemerkbar. Wenn die römischen Juristen einem Gesetze eine bestimmte Form geben wollten, so dachten sie nicht in engherziger Weise bloss an den Einzelfall, der das Gesetz veranlasste, sondern beabsichtigten, eine ewig gültige Rechtsnorm aufzustellen, gleich wie etwa der Ehrgeiz eines Vergil oder Titus Livius dahinging, die römische Sprache bis an die Grenzen des damals bekannten Erdkreises auszudehnen. Sie haben die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes nicht bloss aufgesucht, sie haben sie auch gefunden und angewandt, so dass man sagen kann, diese Tendenz zum Universalismus sei geradezu der Grundzug des römischen Nationalcharakters gewesen, auf den sich alle andern Züge zurückführen lassen.

Aufs engste verbunden mit dieser Seite des lateinischen Genius ist der Zug zur *Realität*. Den Besuchern der Museen in Paris oder London muss bei Besichtigung der Büsten der römischen Kaiser oder Kaiserinnen, der Konsuln oder Redner in den Galerien unwillkürlich der *realistische* Ausdruck in den Zügen dieser Persönlichkeiten auffallen; unauslöschlich prägt sich einem z. B. die Maske eines Vitellius oder Seneca ein. Die erste Bedingung, um auf Universalität Anspruch zu machen, ist für jede Kunst eine sorgfältige Berücksichtigung der Realität. Die Phantasie ist *individuell*, die Realität *universell*. Dessen sind sich die Lateiner wie kaum ein Volk bewusst gewesen. Die Phantasie der Römer hatte keine Schwingen, und sie haben es auch nicht versucht, sich künstliche zu machen. Ihr Streben ging nicht über das Mögliche hinaus, und diesen Kreis des Möglichen haben sie scharf umschrieben, um ihn besser zu kennen und leichter zu beherrschen. Man zeigt sie deshalb oft der Beschränktheit, Schwerfälligkeit und Poesielosigkeit; ich meinerseits möchte das lieber ihre „Positivität“ nennen. Gerade weil sie nach Universalität strebten, hat sich ihr Geist nie stark über die Erde und Wirklichkeit erhoben. Man mag dieses Kleben am Realen, diesen Mangel an

Idealismus meinetwegen als Schattenseiten im römischen Nationalcharakter empfinden; allein man braucht diesen Gedanken nur etwas anders auszudrücken und zu sagen, die Römer hätten das Vergnügen und die Lust an unnützen Spekulationen den Bedürfnissen der Wirklichkeit zum Opfer gebracht, so wird aus dem Tadel ein Lob.

V.

Ein weiterer mit den genannten Eigenschaften eng verbundener Zug liegt in der Entfaltung und Stärkung des römischen *Humanitätsgefühls*. Die Worte *humanitas* — *caritas humani generis* — *humaniores litterae* finden sich zuerst in der lateinischen Literatur, sie stehen bei Cicero, sind also älter als das Christentum. Der Römer hat sie ursprünglich nicht gekannt, im Gegenteil, seinem Charakter war vielmehr von Anfang an eine gewisse Härte und Rauheit eigen. Aber in dem Masse, wie Rom sich den Erdkreis unterwarf, milderte es seine ihm angeborene Strenge, verfeinerte sein hartes Wesen und erweiterte neben seinem politischen auch seinen moralischen Horizont. Wie scharf kontrastiert in dieser Hinsicht z. B. der römische Volkscharakter vom angelsächsischen! Wo immer der Engländer sich ein Land untertänig macht, hielt er es unter seiner Würde, sich mit dem unterworfenen Volke zu vermischen. Es ist eine aristokratische Rasse, die in ihren Siegen zugleich den Lohn und den Beweis ihres aristokratischen Empfindens erblickt. Eine solche Ausschliesslichkeit und Vornehmheit kannte das Volk am Tiber nicht. Bei aller Verschiedenheit der Gebräuche und Sitten, der Sprache und Anschauungen, in Spanien und in Gallien, in Asien wie in Afrika, haben die Römer in den unterjochten Völkernschaften ihnen ähnliche Menschen gesehen. Wenigstens hielten sie sich nicht für ungleich geartete Wesen.

VI.

Noch ein letztes Moment des lateinischen Genius sei namhaft gemacht, das sich aus seiner *Sprache* ergibt und wieder ganz auffallend die Neigung des römischen Volkes zur Universalität verrät. Das alte Volkslatein war eine dunkle Sprache, lange nicht so klar, reich und fliessend wie das Griechische. Um daraus eine Universalsprache zu machen, haben die römischen Schriftsteller und Grammatiker dem Mangel an Klarheit weniger durch Bereicherung als vielmehr durch Präzisierung und Meisselung des Ausdrückes abzuholen gesucht, indem sie der Sprache jene scharfen Umrisse, jenes Relief, jenen Ewigkeitscharakter verliehen, der die Schönheit einer Medaille- oder Lapidarschrift ausmacht. Es gibt Sprachen, die singen, andere die zeichnen oder malen, das Lateinische aber meisselt ein, und das Eingemeisselte ist unaustilgbar. „Deshalb sprechen,” wie de Maistre sagt, „die Medaillen und Münzen, die Trophäen, die Gräber, die ältesten Annalen, die Gesetze, die kanonischen Bücher und Denkmäler *lateinisch*.“ Der Lateiner verschaffte also seiner Sprache, was er von ihrem ursprünglichen Charakter nicht erwarten konnte, die Universalität durch die Allgemeinheit der Dinge, die sie ausdrückte, durch ihre ganz einzigartige Kraft, durch ihre beispiellose Bündigkeit und Kürze, durch ihre Würde und Majestät. „Was nicht klar ist, ist nicht französisch,” hat man gesagt;

richtiger könnte man bemerken: Was nicht universell und ewig ist, ist nicht lateinisch. Bei den Meistern der lateinischen Sprache verknüpft sich daher zum Zweck des vollen Hervortretens des Gedankens eine ewig mysteriöse Form mit einem ewig gültigen, universalen Inhalt. Den Vorwurf, es fehle der lateinischen Sprache an Geschmeidigkeit und Beweglichkeit, kann man meinetwegen gelten lassen; in Wahrheit hat sich auch das Lateinische von einer gewissen Steifheit nie freimachen können, und es vielleicht auch gar nicht gewollt; das bringt das Meisseln und Gravieren mit sich. Eine Sprache kann unmöglich zu gleicher Zeit lapidar sein und glatt dahinfliessen. Der Stil der Inschriften ist grundverschieden von dem der Konversation. Ganz im allgemeinen betrachtet, hat das Lateinische einen mehr strengen als bezaubernden Charakter, ist eher ernst und geistreich, mehr autoritativ als einschmeichelnder Art. Wie die Lateiner selten geschrieben haben zum blossen Zeitvertreib, so lesen wir sie auch nicht, um uns zu zerstreuen; sie sind weniger unterhaltend als erziehend und bildend.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, dass der lateinische Genius etwas hat, das über die einzelnen nationalen Schranken hinausgeht. Seine Erhaltung liegt nicht nur im Interesse der Romanen; er ist vielmehr ein Faktor von weltumspannender Bedeutung. Die Völker Europas wissen, dass dieser Geist mit all seinen Licht- und Schattenseiten ein wesentliches Element zur Erhaltung des intellektuellen und moralischen Gleichgewichtes der Menschheit ist. (Vgl.: „La question du latin“ in „Histoire et Littérature“, III vol., und „Le Génie latin“ in „Discours de Combat“, I série.)

*

Dem verehrten Leser wird bei der Lektüre dieser Gedanken nicht entgangen sein, dass Brunetiére das Bild des lateinischen Genius etwas zu stark idealisiert, ja geradezu gewisse Schwächen und Mängel der Lateiner als Vorzüge gedeutet hat. Insbesondere fühlt er sich bei Vergleichung der Vorzüge oder Fehler beider Völker zu sehr als Abkömmling der lateinischen Rasse und wird den Griechen nicht gerecht, was aus einer Reihe von Stellen, die wir hier nicht angeführt haben, ersichtlich ist. Der Grund liegt darin, dass er das Griechentum viel zu wenig gekannt hat. Er selbst versichert wiederholt, kein „grand grec“ zu sein. „Sur la tragédie grecque je n'oserais émenter un avis.“ Deshalb wäre mehr Zurückhaltung im Urteil über die Griechen sicher am Platze gewesen. Die Beurteilung der *Moral* der Lateiner lässt erkennen, dass er die Gedanken hierüber in der Zeit seiner religiösen Entwicklung geschrieben, da er nicht bloss die Unabhängigkeit der Moral von jedem religiösen Bekenntnis verlangte, sondern sogar behauptete, dass die Moral durch die Laisierung eine Steigerung und Vertiefung erfahre. Später, da Brunetiére diesen Standpunkt aufzugeben sich genötigt sah und mit Wärme den Satz des Literaturhistorikers Scherrer verteidigte: „une morale n'est rien, si elle n'est pas religieuse“, wird er vielleicht tiefer in den Römergeist eingedrungen sein und erkannt haben, wie die *anima naturaliter christiana* bei den besten Vertretern der lateinischen Literatur durchbricht, wie z. B. Cicero, sich religiösen Problemen zuwendet, in der Schrift: „De natura Deorum“ die grossartige teleologische Ordnung des gesamten Weltgebäudes auseinandersetzt, das einen intelligenten Ordner von unendlicher Weisheit, Macht und Güte erheischt, und in andern Schriften die Ueberzeugung der gesunden Vernunft und die gemeinsame Ueberlieferung aller Völker vom Dasein Gottes wie von der Unsterblichkeit der Seele mit merkwürdiger Klarheit ausgesprochen, ja selbst einem bessern Jenseits mit Platon wenigstens ahnend und hoffend entgegengesehen hat. Trotz dieser Mängel bleiben Brunetières Gedanken über den „lateinischen Genius“ anregend und wertvoll.

Die Augustus-Charakteristik bei Tacitus

Eduard v. Tunk, Immensee.

„Sine ira et studio“ zu schreiben, verpricht Tacitus im Proömium der Annalen seinen Lesern. Er versichert sogar, keine Gründe für Sym- oder Antipathie gegenüber den dargestellten Ereignissen und Persönlichkeiten zu haben. Also wird man erwarten dürfen, dass die Charakteristik des Augustus, des ersten Mannes, von dem die Annalen reden, objektiv ist in jenem Sinne, der für einen Geschichtsschreiber in Frage kommt.

Aufs erste hin sind wir auch durchaus nicht enttäuscht; Tacitus verzichtet ja in den Kapiteln 9 und 10 des ersten Annalenbuches geradezu auf die Darlegung seiner eigenen Gedanken und erzählt nur, was Rom nach Octavius' Tod über den Princeps geredet hat. Mehr kann man doch wahrhaftig nicht verlangen. Es bleibt allerdings die Frage: Ist am Ende dieser Verzicht auf die eigene Meinung nur Maske, und liegt nicht im Gerede der Römer gerade die Ansicht des Tacitus? In etwa — genommen als stilistisches Mittel — ist dies ja selbstverständlich, und da, wie sich bald zeigen wird, pro und contra zu Worte kommen, kann nicht beides im Sinne des Autors gesprochen sein. Und so vernehmen wir am besten möglichst rasch die Zeugen.

Multus hinc ipso de Augusto sermo, so hebt Tacitus an, plerisque vana mirantibus; wir lassen diese vana beiseite und wenden uns der eigentlichen Charakteristik zu: At apud prudentes vita eius varie extollebatur arguebaturve. Dass die Gebildeten nicht einstimmig den toten Monarchen in den Himmel erheben oder in die Hölle versetzen, ist klar; folglich gibt es zwei Meinungen; es fällt uns aber bereits auf, dass die Anhänger des Augustus zuerst zu Wort kommen, dann erst seine Gegner — notwendigerweise muss ihr Votum besser im Gedächtnis des Lesers bleiben. Ferner erhalten die extollentes nur den Raum des halben cap. 9. zugewiesen, die Korreferenten das ganze (dazu noch längere) 10. Kapitel. Auch dies ist nicht gerade eine Verteilung zugunsten desjenigen, dem dieser eigenartige Nekrolog dient. Und dann fällt uns noch ein, dass merkwürdigerweise unter den Menschen von damals keiner ist, der etwa an Augustus manches zu loben und zu tadeln hätte, manches Verdammenswerte, aber auch manches Preiswürdige fände; diese scharfe Scheidung der Geister ist blosse Erfindung und kann darum nicht zwecklos sein. Welchem Zwecke sie zustrebt, erfahren wir, sobald uns die beiden Gruppen ihre Ansichten mitteilen.

Die einen sagen: pietate erga parentem et necessitudine rei publicae . . . ad arma civilia actum. Schon rufen aber die anderen: pietatem erga parentem et tempora rei publicae obtentui sumpta. Fast wortwörtlich wird übernommen, was die einen zur Entschuldigung des Verstorbenen anbringen, um diese Entschuldigung radikal zurückzuweisen. Gingene dabei jene, die zuerst das Wort ergriffen, rasch über die Zeit des Bürgerkrieges hinweg — begreiflich, denn loben konnte man jene Jahre nicht — so können die Erwidernden fast nicht genug bei jener Zeit verweilen; alle Greuel von einst werden ausgebreitet und alles dem Augustus in die Schuhe geschoben. Es ist, als redeten Menschen, die all das miterlebt und miterlitten hätten. In der Freude an seiner „Objektivität“ vergisst Tacitus ganz, dass er wenige Seiten vorher (cap. 3., Ende) geschrieben hat: iuniores post Actiacam victoriam, etiam senes plerique inter bella civium nati : quotus quisque reliquus, qui rem publicam vidisset? Wer weiss also alles so genau? Nicht jene, die reden, sondern derjenige, der jene so reden lässt.

Postquam hic (sc. Lepidus) socordia senuerit, ille (sc. Antonius) per libidines pessumdatus sit, non aliud discordantis patriae remedium fuisse, quam ut ab uno

regeretur. War es nicht möglich, dass Tacitus diese letzte Behauptung bekämpfte, so lässt ihm die Ausschaltung der beiden Triumvirn keine Ruhe: sed Pompeium imagine pacis, sed Lepidum specie amicitiae deceptos; post Antonium, Tarentino Brundisinoque foedere et nuptiis sororis illectum, subdolae affinitatis poenas morte exsolvisse. Es ist für einen römischen Geschichtsschreiber, der noch dazu solche Sehnsucht nach alter Römerzugend zeigt, ein starkes Stück, Antonius, der zum Hellenisten, ja zum Orientalen geworden war, gegenüber dem entschieden römisch gesinnten Octavian nicht nur zu verteidigen, sondern noch reinwaschen zu wollen. Nicht freilich spricht hier studium Antonii, aber zweifellos ira Octaviani.

Worauf nun gar die einen das Hauptgewicht legen, dass Augustus es verstanden habe, dem Reich den Frieden zu geben, und nicht einmal einen faulen Frieden — Tacitus gibt dies in den vorhergehenden Kapiteln unumwunden zu —, darauf stürzen sich die anderen: pacem sine dubio post haec, verum cruentam: Lollianas Variansasque clades, interfectorum Romae Varrones, Egnatios, Julios.

Und wäre zum Lobe des Augustus nicht noch mehr zu sagen gewesen? Vergessen sind seine Verdienste um die Verwaltung der Hauptstadt und der Provinzen, übergegangen seine Förderung von Kunst und Wissenschaft, verschwiegen die Bauten, die er errichtet, und die Neu belebung religiöser Kulte, die durch ihn ins Werk gesetzt ward. Dagegen wissen seine Gegner sämtliche Intimitäten seines Familienlebens; nennen ihn einen Menschen, der sich an die Stelle der Götter setzt. Wir erfahren sogar, dass er Tiberius nur deshalb zum Nachfolger bestellt, um selber in besserem Lichte bei der Nachwelt dazustehen.

Ja, könnte aber nicht wirklich alles so gewesen sein, haben nicht wirklich die Römer damals so geredet, ist nicht tatsächlich Tacitus nur Berichterstatter? Wir verzichten auf den Hinweis, dass die Reihenfolge auch umgekehrt sein könnte, dass die Stimmen der beiden Parteien sich mischen könnten, dass vieles Günstige verschwiegen, manches Ungünstige allzu breit dargestellt ist; wir stellen nur fest, dass Tacitus in seiner Begeisterung gegen Augustus aus der Rolle fällt, denn am Ende seiner Darstellung der Contra-Stimmen stimmt er ihnen zu in direkter, also von ihm selbst gesprochener Rede: etenim Augustus . . . quaedam de habitu cultuque et institutis eius (sc. Tiberii) iecerat. Hier ist kein Zweifel mehr, auf welcher Seite der Autor mit seinem Herzen steht: der überlegende Verstand hatte ihn in den historischen Kapiteln manches Anerkennende über den Begründer des römischen Kaiserreiches sagen lassen, sein Herz weiss nichts Gutes für diesen verdienten Neubegründer Roms. Daran scheitert die Objektivität seiner Darstellung. Und da diese den Schein der Objektivität wahren will, merkt man die wahre Absicht um so besser.

Zwei altsprachliche Wörterbücher

P. Adalbert Häfliger, O. S. B. Engelberg

Unlängst liess der um die philologische Wissenschaft so verdienstvolle Teubnersche Verlag zwei Wörterbücher in neuen Auflagen erscheinen: Den griechischen Benseler und den lateinischen Heinichen*). Beide Lexiken haben sich zwar schon einen so bedeutenden Freundeskreis erworben, dass ihre Empfehlung überflüssig erscheinen möchte. Aber die Verbesserungen beider Bücher

*) Benseler's griechisch-deutsches Schulwörterbuch. Fünfzehnte neu bearbeitete Auflage. Teubner. 1931; geb. RM. 14.—

Heinichen's lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. Ausgabe mit Berücksichtigung ausgewählter mittellateinischer Schriftsteller. Zehnte Auflage des ursprünglichen Werkes. Teubner 1931; geb. RM. 14.—

sind doch von so eminent praktischer Bedeutung, dass sie verdienen, unseren Kollegen mitgeteilt zu werden.

Der griechische «Benseler» hat sachlich nicht sehr grosse Veränderungen erfahren, da schon in den früheren Auflagen alle für die Schulen in Betracht kommenden Autoren berücksichtigt waren, wozu der hochverdiente Zürcher Professor Adolf Kügi in 25jährige Arbeit das Material überprüft und aufs sorgfältigste vermehrt hatte. In dieser neuesten Auflage kam es den Bearbeitern vor allem darauf an alles Entbehrliche auszuscheiden, um den Umfang des Buches auf das Notwendigste zu beschränken. So wurde zweckentsprechend das Hauptgewicht auf die eigentliche Wortbedeutung gelegt und die blossen Anwendungen auf ein Mindestmass zusammengedrängt. Dadurch gewinnt das Wörterbuch an Straffheit der Darstellung und Übersichtlichkeit, die ein so hervorragender Vorzug des Menge'schen Wörterbuches sind. — Sämtliche Etymologien wurden von Professor Dr. Clasing in Heidelberg nachgeprüft, wobei der Grundsatz wegleitend war, «nur jenes beizubringen, was für den Benutzer wirklich eine Aufklärung bedeutet» (Vorwort). Mehr Wert als auf die äussere Etymologie legten die Bearbeiter auf die Ergebnisse der Bedeutungsforschung der letzten zehn Jahre. — Eine sehr begründenswerte Neuerung ist das *Verbenbestimmungsverzeichnis*, das am hintern Buchdeckel angeheftet ist. Dieses Hilfsmittel ist für den Schüler ausserordentlich praktisch und lehrreich. Begegnet er einer Verbalform, deren Herkunft ihm augenblicklich dunkel ist, so braucht er nicht lange den Dictionär zu wälzen; er schaut in diesem Verzeichnis nach, und das Rätsel ist im Nu gelöst. Sehr beherzigenswert ist auch die «Vorrede des Wörterbuches zur Einweihung in seinen Gebrauch». — So bietet die Neuauflage entschiedene Vorteile gegenüber den früheren und dürfte die Aufmerksamkeit von Lehrern und Schülern der griechischen Sprache auf sich ziehen.

Die Neuausgabe des «Heinichen» ist nicht als Ersatz für den früheren gedacht. Der Verlag lässt den bisherigen auch weiterhin erscheinen. «Die neue Ausgabe stellt sich eine doppelte Aufgabe. Sie will in der Darbietung des lexikalischen Materials methodische Grundsätze berücksichtigen, nach denen die Schulbüttüre heute betrieben wird. Sie will ferner den Zuwachs lexikalisch verarbeiten, den die Schulbüttüre durch die Reformen der letzten Jahre erfahren hat.» (Vorwort). Wenn die preussischen Richtlinien an die Lektüre die Forderung richten, dass sie zu selbständiger sprachschöpferischer Leistung führen soll, so muss das Wörterbuch den Schüler in dieser Arbeit unterstützen. Uebersetzen soll nicht ein blosses Wörtertauschen, sondern ein Nachgestalten sein. Deshalb muss das Lexikon, von der klar hervorgehobenen Grundbedeutung eines Wortes ausgehend, die Bedeutungsentwicklung kurz und übersichtlich darstellen und sich von einer Häufung von Bedeutungen und Beispielen in weiser Beschränkung fernhalten. — Die hauptsächlichste Neuerung dieser zehnten Auflage besteht aber in der Einbeziehung mittellateinischer Autoren. Selbstverständlich kann es sich nicht um ein mittellateinisches Wörterbuch handeln; was hier gehalten wird, ist eigentlich nur ein kleiner Ausschnitt aus dem grossen, mittellateinischen Schrifttum. «Es wurden drei Texte, die gewissermassen Wegzeiger dieses Entwicklungsganges sind, vollständig herangezogen: Minucius Felix, Einhard's Vita Caroli Magni, Ekkeharts Waltharius» (Vorwort). Aber wir wollen auch für dieses Wenige dankbar sein, zumal die gegebenen Proben auf weitere Strecken hin Perspektiven erschliessen. Uebrigens gibt die ausgezeichnete Einleitung zum Mittellatein von Professor Dr. H. Walther, Göttingen, interessante Aufschlüsse über die verschiedenen sprachlichen Erscheinungen. Trotz dieser Berücksichtigung eines neuen Sprachgutes ist der Umfang des Wörterbuches von 940 auf 648 Seiten zurückgegangen, die sprachwissenschaftliche Einleitung nicht mitgerechnet. — So bedeutet denn dieser neue Heinichen wirklich die Befriedigung eines Bedürfnisses, das besonders wir katholische Lateinlehrer schon längst gehegt. Und gerade dieser Umstand dürfte dem ausgezeichneten Wörterbuch an unseren Gymnasien eine grosse Verbreitung sichern.

Praktisches Bibellexikon

Dr. P. Karl Schmid. Rektor, Engelberg.

Allgemeine Erfahrungstatsache ist es, dass die inspirierten Bücher die reichste und beste Fundgrube für Predigt, Katechese, Unterricht, Seelsorge in jeder Form sind. Nur ist die Ausbeute

dieser Goldschächte nicht immer und nicht jedem gleich leicht. Ohne Zweifel wird systematisch und unerbittlich durchgeführte tägliche Lektüre hierin mit der Zeit am weitesten führen. Aber nicht jeder bringt die Energie eines P. Albert M. Weiss auf, der jeden Tag drei Kapitel des Alten und ein Kapitel des Neuen Testaments las und so von den Jahren des Theologiestudiums bis zu seinem Tode sechs Dezennien lang, jährlich die heilige Schrift völlig durcharbeitete. — Erfüllung des Prinzips der «lectio continua» des alten Chorofficiums, als es noch nicht «Brevier» war.

Darum ist das Erscheinen des ersten Teiles eines zweibändigen Werkes zu begrüßen, das auch dem noch nicht so «schriftgelehrten» Seelsorger wertvolle Dienste leisten wird. Es ist *Kalts. Biblisches Reallexikon*. Erster Band; A—K. 1047 Spalten*) in Lexikonformat, Verlag Schöningh, Paderborn. Der Verfasser, Dozent der alttestamentlichen Exegese am Priesterseminar Mainz, kennzeichnet sein Werk im Vorwort u. a. folgendermassen: «Ein handliches Bibellexikon, das in allen die hl. Schrift berührenden Fragen eine rasche und zuverlässige Orientierung in deutscher Sprache bietet, ist schon lange als ein dringendes Bedürfnis empfunden worden . . . Bei Abfassung des Lexikons leitete mich das Bestreben, die praktische Ausnützung der hl. Schrift für Predigt und Katechese zu erleichtern und ein Hilfsmittel zu schaffen, das dem Seelsorger und dem Religionslehrer die Möglichkeit bietet, sich über eine biblische Frage rasch zu unterrichten. Darum bin ich über den Rahmen der seitherigen Bibellexika hinausgegangen und habe . . . auch die für die Predigt und Katechese verwendbaren Stellen des alten und neuen Testaments unter Stichworten in systematischer Ordnung im Wortlaut aufgenommen . . . Auf dem Gebiete der biblischen Glaubens- und Sittenlehre war ich bemüht, auch die Entwicklung wenigstens zu skizzieren. Leider ist gerade dieses Gebiet auf Kosten der Textkritik von katholischer Seite (besonders im alten Testamente) sehr wenig in Einzeluntersuchungen behandelt worden . . .» (V und VI). Da der vorliegende erste Band den Beweis liefert, dass der Verfasser hält, was er im Vorwort verspricht, haben wir wirklich zum Unterschied von den wissenschaftlichen ein praktisches Bibellexikon; nicht ein unwissenschaftliches selbstverständlich, denn es stammt von einem Fachwissenschaftler, aber eines, dessen Stoffwahl und Gestaltung von praktischen Zwecken aus orientiert ist.

So hilft es z. B. wirksam dazu, im Religionsunterricht bei der Darlegung und Begründung der Glaubenswahrheiten die Bibel voll auszunützen. Denn das heisst nicht nur einzelne isolierte Texte zum Beleg anführen, wie es oft Schulbücher noch zu sehr tun, sondern die Gesamtheit der biblischen Lehre über das betreffende Thema ins Auge fassen. Als solche wertvolle systematische Abhandlungen seien nur erwähnt die Abhandlungen über Gott, Dreifaltigkeit, Engelwelt, Erbsünde, Erlösung, Gemeinschaft mit Christus, Kindschaft Gottes, Kirche, Auferstehung des Fleisches, Gericht usw. aus der Glaubenslehre, oder die entsprechenden über Frauenfrage, Friedfertigkeit, Freigebigkeit, Frömmigkeit, Glauben, Gehorsam usw. aus der Sittenlehre. Besonders wertvoll erscheint der 30 Spalten grosse Artikel über Jesus Christus, seine Geschichtlichkeit, die Chronologie seines Lebens, seine Messianität und Gottheit. Die erwähnten und viele andere Abschnitte lassen sich glücklich ausbauen, sobald dem Verwender die berührten Stellen einigermassen geläufig sind oder er sich mit ihnen anhand dieser Führung für Predigt und Unterricht näher vertraut macht.

Mag der Preis auch absolut genommen auf den ersten Blick etwas hoch sein, so ist er in Anbetracht der Grösse des Werkes nicht zu hoch. Vor allem ist aber dabei zu beachten, dass man damit ein Sammelwerk hat, das einem manche Monographie praktisch ersetzt. Gewiss soll mit dieser Bemerkung einem vertiefenden Studium nirgends abgeraten werden. Aber der Seelsorger ist eben nicht immer dazu in der Lage, wo er bald Besccheid wissen sollte. Und übrigens sind die im Lexikon gebotenen Skizzen und Textverweise gerade die rechte Apleitung zu vertieftem systematischem Studium der hl. Texte. Allerdings wären dazu gelegentlich noch etwas mehr Literaturangaben erwünscht, wie auch eine noch ausführlichere Herbeizeitung des neuen Testamento.

*) Das Werk ist soeben vollständig geworden (2097 Spalten). Beide Bände zusammen kosten geb. RM. 46.— (Die Red.)

Alles in allem kann diese Würdigung vom praktischen Standpunkte aus als warme Empfehlung schliessen mit der Hoffnung, der zweite Band werde das Werk voll verwendbar und zu einem gediengten Weihnachtsgeschenk machen.

Moderne deutsche Dichtung *)

R. L.

Dieses Buch wird für uns Katholiken auf lange Sicht die Geschichte der neuesten deutschen Dichtung bleiben. Mumbauer war in der Tat zu diesem Werk berufen wie kein zweiter. Katholischer Priester und feinsinniger Literat in einer Person, beherrschte er mit gleicher Ueberlegenheit die Gebiete der Theologie und Kulturphilosophie, der Kunst und Aesthetik. Als langjähriger Referent für Belletristik im «Literarischen Ratgeber» und Redaktor der «Hausenschen Bücherei», wie durch seine fortgesetzte Mitarbeit an zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften hat er sich längst über ein bedeutendes kritisches Vermögen ausgewiesen. Durch sein unablässiges Bemühen, «den katholischen Volksteil mit seinem Kultur- und Literaturschaffen dem gesamten deutschen Volks- und Gemeinschaftsleben als eigengeformtes und doch organisches Element einzugliedern, das „Ghetto“ zu sprengen» (Kosch), erwarb er sich ein bahnbrechendes Verdienst um das Neuerblühen katholischen Kunstschaaffens. Es berührt tragisch, dass ihn just nach Erscheinen des ersten Bandes seines Hauptwerkes der Tod ereilen musste. Glücklicherweise waren die Vorbereitungen zum 2. Bande schon soweit gediehen, dass der harmonische Abschluss des Werkes garantiert werden kann.

Grundsätzlichkeit und *Weitherzigkeit* sind die Hauptvorzüge dieses Buches. Mumbauer schreibt als überzeugter Katholik, was aber nur so viel heißen will, dass er den gesamten Stoff vom einheitlichen und universalen Standpunkt seiner katholischen Weltanschauung aus betrachtet. Keineswegs darf man an Einseitigkeit und Voreingenommenheit gegenüber anders gearteter Auffassung denken. Es ist im Gegenteil bewundernswert, mit welcher Aufgeschlossenheit und Objektivität der Verfasser jeder Richtung entgegentritt. Freilich kann er auch bitter scharfe Worte finden, wo es sich um systematisches Verkleinern oder Tot-schweigen katholischer Dichtung handelt. Anderseits weiss er aber auch auf der eigenen Seite literarischen Wert und Unwert so klar und unbefangen zu scheiden — auch lebenden und ihm geistig nahestehenden Autoren gegenüber —, dass man diesen Mut der Ueberzeugung, diese innere und äussere Freiheit der Einstellung bei manchen andern Darstellern der neuern Literatur und Kunst doppelt schmerzlich vermisst.

Auch in der *Formulierung* ist Mumbauer ein Meister. Sein Stil ist zwar nicht so fremdwortrein wie der Nadlers, nicht so schlicht und so plauderhaft wie der Salzers, dafür aber von einer Bildhaftigkeit und Kraft, die das Lesen zum Genuss und Erlebnis machen. Viele seiner knappgefassten Urteile ersetzen in ihrer scharfgeschliffenen Prägung ganze Essais über die betreffenden Dichterpersönlichkeiten. Selbst ein hervorragender Stilist, hat Mumbauer natürlich auch in der Kritik dem Form- und Gestaltungsproblem volle Beachtung geschenkt. Reiche Textproben und Inhaltsangaben dienen dabei als Belege.

In der Charakteristik der einzelnen geistesgeschichtlichen Perioden und ihrer Hauptvertreter zeigt sich der Verfasser auf der Höhe seiner Aufgabe.

Das Verzeichnis der behandelten Autoren bringt gegen 300 Namen. Behandelt wird die Dichtung der letzten 40 Jahre. Selbstverständlich kann über die Vollständigkeit vor dem Erscheinen des Schlussbandes kein abschliessendes Urteil gefällt werden.

Mag man auch nicht in jeder Einzelheit mit Mumbauer einig gehen und z. B. sein allzu persönliches Verdict über die Führer und Freunde des «Gralbundes» bedauern, sicher haben wir es mit einem hochbedeutsamen Werk zu tun, das das Andenken an den verdienten Verfasser festhalten und unserm führenden deutschen Verlag Dank und Anerkennung einbringen wird.

*) Mumbauer, Johannes. *Die deutsche Dichtung der neuesten Zeit.* 2 Bände, Grossokta. Bd I, XII und 624 S. Mit 19 Bildertafeln Geb. RM. 16.— Herder & Co. 1931.

Berichtigung. Durch Versehen des Redaktors ist im Artikel: Griechenland-Europa-Asien in Nr. 8 der «Mittelschule» das Motto: Graecia capta ferum . . . Livius statt Horaz zugeschrieben worden.